Einige Kapitel

aus dem Leben

Philipp Melanchthons.

Von

Georg Evers.

Regensburg.
Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz).
1897.

Einige Kapitel

aus dem Leben

Philipp Melanchthons.

Von

Georg Evers.

Regensburg.
Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz).
1897.

Druck der Nationalen Verlagsanstalt Regensburg.

Über Philipp Melanchthon wird eine Broschüre von mir gewünscht, eine Lebensskizze, weil im protestantischen Teile Deutschlands das „Jubiläum" desselben im Jahre 1897 begangen wird. Wenn ich in Rom säße und die beiden Bände der Originalbriefe des genannten Gelehrten vor mir hätte, welche die Chigische Bibliothek aufbewahrt, und wenn mir daneben die dickleibigen Bände des „Corpus Reformatorum" zur Disposition stünden, dann könnte ich solchem Wunsche mit einer aus den Quellen geschöpften Arbeit entsprechen. Da ich nun an diesen Quellen nicht sitze, so muß ich den Leser um Nachsicht bitten, wenn er schon Bekanntes in den folgenden Blättern wiederfindet.

1. Magister Melanchthon in Tübingen und der Reuchlinsche Streit.

Auf den Rat seines Großoheims, des berühmten Johann Reuchlin, war der junge Philipp Schwarzert, genannt Melanchthon, im Jahre 1512 von der Universität zu Heidelberg nach der zu Tübingen übergesiedelt.

Als er im Jahre 1509 die Heidelberger Universität bezog, hatte der Aufschwung, den dieselbe unter der Leitung Joh. v. Dalbergs, des Bischofs von Worms und Kanzlers der Universität, genommen, bereits nachgelassen. Dalberg, das Haupt der „Rheinischen wissenschaftlichen Gesellschaft" (Sodalitas literaria Rhenana), war 1503 gestorben; Rudolf Agricola, sein ihm ebenbürtiger Freund, schon 1485; Jakob Wimpfeling hatte 1501 Heidelberg verlassen, Johann Reuchlin schon 1498. Als der erst $12\frac{1}{2}$jährige Melanchthon in Heidelberg Student wurde, war von der humanistischen Blüte der Universität nichts mehr geblieben; nur einige junge Humanisten hielten sich damals als Privatgelehrte dort auf. Ihnen hatte Melanchthon sich angeschlossen; es war das für ihn selbstverständlich gewesen. Denn auf der berühmten Pforzheimer Schule, von der er nach Heidelberg ging, wurden unter der Leitung von Georg Simler die humanistischen Studien gepflegt; und außerdem

hatte der junge Schwarzert vielfache Anregung von seinem Großoheim empfangen. Die geistlose Weise, so sagen neuere Biographen, in welcher die Heidelberger Professoren ihre vergilbten Hefte voll scholastischer Spitzfindigkeiten ablasen, hatte dem strebsamen Geiste schon länger nicht schmecken wollen, und als er, der schon mit 14 Jahren den „Baccalaureus" gemacht hatte, ein Jahr später seitens der Herren vom Magisterexamen, „dieweil er noch so jung und kindischen Aussehens war," abgewiesen worden, hatte er im Zorn beschlossen, nun in Heidelberg überhaupt nicht das Examen zu machen, und war nach Tübingen gegangen.

Hier docierte damals Heinrich Bebel, der Verfasser der berüchtigten „Facetien", „ein Typus des jungen Humanismus: emancipiert, leichtfertig, zuversichtlich, ruhmredig, streitlustig und unermüdlich in der Verfolgung der gotischen und vandalischen Barbarei" (Paulsen).*) Er unterrichtete die Jugend, die „schauderhafte und schmutzige Barbarei" mit Eleganz „abzuputzen". Die Eleganz bestand in Beschimpfungen der Scholastiker und ihrer Philosophisterei. Anlaß zum Spott gab den Humanisten das oft unfruchtbare Wortgezänk der beiden scholastischen Parteien, die man als Realisten und Nominalisten unterscheidet, deren erstere in der „Adlerburse", die andere in der „Pfauenburse", zweien Kollegiengebäuden in Tübingen, ihre Wohnung und Burg hatten.

Die Bursen waren Kollegien der deutschen mittelalterlichen Universitäten, in denen die Schüler derselben in klösterlicher Zucht zusammengehalten werden sollten; die Lehrer wohnten in den Kollegien nach Art regulierter Kleriker beisammen. Da die Universitäten kirchliche Lehranstalten waren, Kollegiatstifte, deren Insassen von der Versehung der Gottesdienste dispensiert waren, um sich ganz den Studien und dem Unterricht zu widmen, so war es durchaus selbstverständlich, daß sowohl Lehrer als Schüler Kleriker waren, und erstere im Cölibat leben mußten. Der junge Melanchthon wohnte in der „Pfauenburse", bekannte sich also damit zum Nominalismus, wenigstens formell, obgleich er schon damals von der herrschenden Scholastik nichts wissen wollte. Sein Studium der griechischen Sprache aber führte ihn auch zum Aristoteles, zum Grundtext desselben. Und es ist bezeichnend für die Richtung seiner Studien, daß er für die Philosophie des echten Aristoteles ebensosehr sich begeisterte, als ihn die angebliche aristotelische Philosophie der damaligen Scholastiker abstieß und durch ihr Gezänk anwiderte; so daß er damals den kühnen Gedanken faßte, des großen Philosophen Werke im griechischen Grundtext und in richtiger Schreibart herauszugeben. Die wenigsten Scholastiker jener Zeit waren des Griechischen mächtig;

*) Gesch. des Gelehrt. Unterr. S. 97.

man kannte den Philosophen nur aus barbarischen und arg verstümmelten Übersetzungen ins Lateinische; wie denn die Philosophie des Aristoteles dem katholischen Abendlande zuerst durch die maurischen Philosophen und deren Kommentare bekannt geworden ist. Weder Thomas von Aquin noch die anderen großen Begründer der Scholastik kannten den Urtext des griechischen Philosophen. Petrarca z. B. kennt 1360 nur neun Gelehrte in Italien, die Griechisch verstanden, von denen in Rom — keiner lebte; Wimpfeling, neben R. Agricola einer der Begründer des älteren Humanismus und selbst des Griechischen unkundig, zählt fünf Deutsche auf, unter ihnen Dalberg.

Bebel, Melanchthons Lehrer in Tübingen, gehörte zu den Vertretern des jüngeren Humanismus. Der ältere, als dessen Vater in Deutschland der edle R. Agricola angesehen werden darf, bekämpfte die Scholastik nicht; um so weniger als gerade die Scholastiker, namentlich die sogenannten Realisten, diejenigen waren, welche die humanistischen Studien auf den Universitäten in Aufnahme brachten. „Über den Widerstand," sagt Paulsen, „welchen einzelne Vertreter des Humanismus von den Universitäten erfuhren und als sakrilegischen Angriff auf ihre geheiligte Person und Mission beschrieen, hat man übersehen, daß diese Institute in sehr erheblichem Maße den Geist der Zeit nachgegeben hatten, als durch den Ausbruch der Kirchenrevolution die friedliche Entwicklung abgebrochen wurde." Der jüngere Humanismus verwarf die gesamte bisherige Philosophie und Theologie als „Sophistik" und „Barbarei", und verkündete den Kultus des Beutels und des Fleisches als Zeichen der neuen Bildung, des Fortschritts und der Freiheit des Geistes. Als einen Pionier dieser Sorte von Humanismus, als eine typische Erscheinung desselben bezeichnet Paulsen den Pfälzer Luder: „Alle die Züge, die ihn charakterisieren, die hochfahrende Verachtung der alten Wissenschaften und ihrer Vertreter, die renomistische Anpreisung der neuen Bildung, die libertinistische Zerfahrenheit des Lebens, die als ein Zeichen der Freiheit des Geistes und der fortgeschrittenen Bildung auftritt: alle diese Züge bilden den Standescharakter einer ganzen Gruppe fahrender Humanisten, welche während des folgenden halben Jahrhunderts auf den deutschen Universitäten erscheinen."

Als Schüler Bebels bestand Melanchthon 1514 das Examen für die Magisterwürde, und wurde zwei Jahre später seines Lehrers Nachfolger. Neben den Schriften Geilers, Gersons und Wessels las er viel eine lateinische Bibel. Seine Vorlesungen hielt er anfangs über die Anneide Vergils und die Schauspiele Terenz'. Als Bebels Nachfolger wurde er Professor der Beredsamkeit und der Geschichte. Zugleich schriftstellerte er. Im Jahre 1518 verfaßte er eine griechische Grammatik: „Institutiones Graecae grammaticae". Ein neuester Biograph nennt dies Buch „die erste griechische Grammatik", indem ihm entgangen ist, daß

Melanchthons Buch wesentlich nur eine Wiederholung bezw. Umarbeitung ist des „wichtigen Isagogicon s. Introductorium in litteras Graecas“ seines Lehrers Georg Simler in Pforzheim, welches Buch Paulsen als „die erste in Deutschland verfaßte griechische Sprachlehre“ bezeichnet; „sie ist aus den Grammatiken der Neugriechen Laskaris, Chrysolaris, Gaza, die im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts in Italien wiederholt gedruckt worden waren, zusammengestellt und mit vielen Beispielen aus den Klassikern ausgestattet.“ Aber des Lehrers grundlegendes Buch wurde durch des Schülers nachgemachtes Opus in den Hintergrund gedrängt; Melanchthons Buch wurde das herrschende, enthielt aber zunächst auch nur die Formenlehre, wie sein Vorbild.

Reuchlin verkehrte von Stuttgart aus, wo er sich damals aufhielt, fleißig mit Melanchthon. Er war seit dem Jahre 1509 in einen verdrießlichen Handel mit den Kölner Theologen verwickelt, der unter dem Namen des Reuchlinschen Streites bekannt ist.

Seine Kenntnis des Hebräischen hatte den berühmten Gelehrten auf das Studium der Kabbalah geführt. Er war der Ansicht, daß diese Geheimlehre den menschlichen Geist zu Gott emporheben und glückselig mache; er hatte zwei Bücher „vom wunderthätigen Wort“ und „von der kabbalistischen Kunst“ verfaßt und glaubte, durch dieselben ein besseres Verständnis der christlichen Lehre angebahnt zu haben. Gegen diese Schriften trat der Dominikaner Jakob Hochstraten in Köln, Professor der Theologie und Inquisitionsvorstand für das westliche Deutschland, mit einer geharnischten Schrift auf.

Ein getaufter Jude, Namens Pfefferkorn, hatte nun in den Jahren 1507—1509 in einigen Schriften dazu aufgefordert, den Juden das Wuchern zu verbieten und den Talmud wegzunehmen, und auch von Kaiser Maximilian die Vollmacht erhalten, letzteres Buch zu konfiszieren. Der Kaiser hatte später den Erzbischof von Mainz beauftragt, über die Judenbücher von den Universitäten Mainz, Köln, Erfurt und Heidelberg, von Hochstraten und von Reuchlin Gutachten einzufordern. Reuchlins Schrift wollte nur die offenbaren Schmähschriften der Juden vernichtet, den Talmud aber erhalten wissen, und griff den Juden Pfefferkorn als einen „Büffel oder Esel“ an, der von den Büchern, die er vernichtet wissen wolle, nichts verstehe. Pfefferkorn replizierte heftig in seinem „Handspiegel“, und Reuchlin darauf noch heftiger in einem „Augenspiegel“, in welchem er jenen u. a. einen „gemeinen, ehrlosen Bösewicht“ titulierte. Letzteres Pamphlet war im Herbst 1511 erschienen. Ein Frankfurter Stadtpfarrer, der in demselben Irrlehren witterte, schickte die Schrift an die Kölner theologische Fakultät, damit sie, ihrer päpstlichen Vollmacht gemäß, Censur an derselben übe. Zunächst entspann sich darüber ein friedlicher Briefwechsel zwischen Reuchlin und einigen Professoren der Fakultät.

Im Frühjahr 1512 jedoch änderte Reuchlin seine Sprache, wie Hochstraten später behauptet hat, aufgehetzt durch „streitsüchtige und kirchenfeindliche Männer"; zuerst brieflich, dann auch öffentlich, indem er die Fakultät beschuldigte, sie habe den Streit angefangen und den Juden Pfefferkorn angestachelt. Zugleich drohte er mit seinen Gönnern unter dem Adel und mit den „Poeten und Historikern". Diese Namen bezeichnen die jüngeren Humanisten. Der Kölner Theologe Arnold von Tungern erwiderte in einer lateinischen Schrift ruhigen Tones, während Pfefferkorn in einem neuen Pamphlet, „Brandspiegel" Reuchlin angriff. Da der Kaiser Reuchlins Augenspiegel 1512 verbot, publizierte der erzürnte Gelehrte eine „Verteidigung gegen die Kölnischen Verleumder", die von Angriffen und Schimpfreden gegen die Kölner strotzte. Im Juli 1513 erließ der Kaiser ein Verbot der Reuchlinschen Schriften, gegen welches Reuchlin an den Papst appellierte. Letzterer übertrug die Sache dem Bischof von Speyer, welcher wieder seinem Domherrn Georg Truchseß die Entscheidung überließ. Dessen Gutachten fiel zu gunsten von Reuchlins Augenspiegel aus. Auch Hochstraten appellierte jetzt an den Papst. Aber Reuchlin hatte am päpstlichen Hofe einflußreiche Gönner, und so wurde der Prozeß jahrelang verschleppt.

In der Erfurter Universität hatte sich um den Humanisten Maternus Pistoris eine kleine Schar Schüler gesammelt, die durch den Einfluß des Kanonikers Muth, gewöhnlich Mutianus genannt, allmählich in eine sehr feindselige Stimmung gegen die Kirchenlehre, gegen die Theologen, die man „Sophisten" titulierte, und gegen die Universitäten sich hineinziehen ließ. „Alle die Empfindungen des Hasses, der Verachtung und des Abscheues, welche in diesem Kreise während der Jahre, in welchen die ganze europäische Gelehrtenwelt durch die Reuchlinischen Kämpfe aufgeregt wurde, sich angesammelt hatten, ergossen sich endlich in den berühmten Briefen der dunklen Männer an Ortuinus Gratius" (Paulsen).

Eine neueste Biographie „für das deutsche Volk" erzählt, die Kölner hätten infolge des oben erwähnten Gutachtens von Reuchlin über die Judenbücher gegen den Stuttgarter Gelehrten „gezetert" und ihn beim Bischof von Speyer verklagt; Reuchlin aber habe sich „in ein vornehmes Schweigen gehüllt; die traurigen Kämpen waren ihm zu gemein, um sich mit ihnen in eine Fehde einzulassen. Er ließ dafür seine Waffengenossen, seine Schüler und Anhänger machen. Mit um so größerer Lust gingen diese in den Kampf gegen die Zeterer. Sein treuester Schildknappe aber war Melanchthon."

Bevor nämlich jene „Briefe der dunklen Männer" erschienen, hatten Melanchthon und sein früherer Lehrer Hildebrand in Pforzheim, in demselben Jahre, in welchem ersterer Magister geworden, 1514 „Briefe berühmter Männer in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache an Dr. Reuchlin von Pforzheim"

veröffentlicht. Mit dieser Briefsammlung wollte er zeigen, wie ein neuester Biograph versichert, „was für Leute auf seiten des „Fahnenträgers der deutschen Wissenschaft“ stünden, und daß zahlreiche Ritter vom Geiste bereit wären, für ihn das Schwert, d. h. die Feder zu zücken in dem Streit zwischen Aufklärung und Obskurantentum.“ Als das Gegenstück zu diesem Epistolae clarorum virorum nun geben sich die Epistolae obscurorum virorum schon durch ihren Titel. Jene Briefe dürften wirkliche Briefe gewesen sein, welche die verschiedenen Humanisten Deutschlands an Reuchlin gerichtet hatten, und die dieser durch seinen Großneffen behufs Empfehlung seiner Sache veröffentlichen ließ. Ich muß jedoch bekennen, nicht beurteilen zu können, ob nicht auch von Melanchthon fingierte unter ihnen sich finden. „Die Briefe der dunklen (d. h. unberühmten) Männer“ dagegen waren fingierte, an die Adresse Ortuins gerichtete Briefe von Gegnern des Reuchlin, welche Ortuin veröffentlicht haben sollte, um zu zeigen, welche gelehrten Verteidiger die Kölner Fakultät, speciell die Kölner Dominikaner, auf ihrer Seite hätten. Während Reuchlin in jenen an seine Adresse gerichteten Briefen als der Vorkämpfer des Reiches des Lichtes erscheint, stellen die „Briefe der unberühmten Männer“ ihm den Ortuin gegenüber als das Haupt des Reiches der Finsternis.

Diese Briefe erschienen in zwei Teilen. Der erste wurde im Herbst 1515 veröffentlicht, der zweite erst 1517. Letzterer datiert eine große Anzahl seiner Briefe aus Rom; „es ist Hutten, der den nationalen und kirchlichen Kampf gegen Rom beginnt“ (Paulsen.)

Übrigens haben die Verfasser sich nie genannt. Die Idee des Ganzen und die Ausführung des ersten Teils wird mit Wahrscheinlichkeit dem Crotus Rubianus in Erfurt zugeschrieben. Als Verfasser des „fast witzigsten und schärfsten Stückes“, eines gereimten Briefes des „Magister Schlauraff“ wird vielfach Melanchthon angesehen; ob mit Recht oder Unrecht, ist wohl kaum zu ermitteln. Der „Magister Schlauraff“ kommt auf seiner Rundfahrt durch alle Universitäten, wo er die „Poeten“ (so auch wurden die Junghumanisten genannt) auszuspionieren sucht, auch nach Tübingen und sagt von dieser Hochschule:

Dort that ich mich einstellen;
Da sitzen viele Gesellen,
Die neue Bücher machen
Und die Theologen verlachen.
Der elendeste davon
Ist Philipp Melanchthon;
So hab’ ich ihn erprobt.
Ich habe drum gelobt,
Eine Wallfahrt wollt’ ich besteh’n,
Wenn ich ihn tot könnte seh’n.

Ein neuester Melanchthonbiograph fürs Volk läßt die Frage nach der Autorschaft seines Helden hinsichtlich dieser Spottreimerei in der Schwebe. Wahrscheinlich habe Melanchthon gar keinen Teil daran. Aber „freilich waren sie nach seinem Sinn, und so viel Pfälzer Blut steckte auch in ihm, daß er zu einem solchen Spottgedicht fähig gewesen wäre; er hat wenigstens im Sinn gehabt, gegen die Kölner Ketzermeister eines zu machen“.

Ton und Inhalt der „Briefe der dunklen Männer“ charakterisiert Paulsen in folgender Weise: „Das Leben und der Geschmack, die Wissenschaft und der Unterricht der Lehrer und Vertreter der wissenschaftlichen Bildung werden gleichermaßen dem Hohngelächter und der Verachtung preisgegeben. Sie werden dargestellt als armselige, schmutzige, allzeit gierige Hungerleider, die tagelang mit Schmunzeln sich davon unterhalten, wenn es einmal einen guten Bissen zu erjagen gelang; als verliebte, lüsterne, blöde, täppische Gesellen, die den Mägden und Weibern nachgehen, lieber alten als jungen, aus bewegenden Ursachen; als ekelhafte Pfaffen, aus deren Mund untereinander frömmelnde Reden, biblische Sprüche, Schmutz, Gemeinheit und Zoten gehen; als plumpe häßliche Tölpel, die, erfüllt mit Haß gegen die schönen Wissenschaften, ihre eigenen poetischen Mißgeburten gegenseitig bewundern; als unwissende, stupide, halb blödsinnige Tiere, welche über die unsinnigsten und abgeschmacktesten Fragen im schauderhaftesten Gelehrtenjargon mit großer Wichtigkeit disputieren; als abergläubische hochmütige Obskuranten, welchen jeder Schimmer von Licht Augenschmerzen macht, daß sie blinzelnd und fluchend sich abwenden; kurz als Leute, welche ganz dem Bilde gleichen, welches man von dem Auswurf des Mönchtums sich zu machen pflegt. Es ist ein stinkender Pfuhl von Gemeinheit, in dem die ganze Universitätswelt, wenn wir die Episteln als historische Zeugnisse gelten lassen, mit stumpfem, grinsendem Behagen sich wälzte.“

Paulsen hält es für schwer, die Frage zu beantworten, ob die in den Briefen der damaligen Universitätswelt vorgehaltene Lebensweise wirklich verbreitet gewesen sei. Die Verfasser könne man kaum als klassische Zeugen gelten lassen. Was insonderheit „die Liederlichkeit und Verlumptheit“ anlange, „so sind wir in dieser Beziehung über einen Kreis besonders genau unterrichtet, eben über den Kreis, dem die Verfasser der Satire angehörten.“ Man braucht sich nur der Briefe Mutians, des Hauptes jenes Kreises, und der Äußerungen über geschlechtliche Verhältnisse in denselben, und an Huttens Lebensführung zu erinnern. Die Herren schildern vor allem sich selbst. Aber auch Wimpheling und Geiler sagen dasselbe? Paulsen kann auch dieser frommen Männer Zeugnisse nur mit Vorsicht aufnehmen, da dieselben bei ihrer Beurteilung den Maßstab der vita religiosa (des Cölibats) anlegten. Der gelehrte Autor schließt mit folgender Betrachtung:

„Ob übrigens die gegenwärtige Gelehrtenwelt, die Studenten und Kandidaten, die Lehrer und Beamten, wenn man sie vor das gleiche Gericht stellte, ein günstigeres Urteil erlangen würde? Ich wage die Frage nicht zu entscheiden, aber diejenigen, welche so zuversichtlich von der gänzlichen sittlichen Verkommenheit des mittelalterlichen Klerus sprechen, sollten sich dieselbe vorlegen. Vielleicht besteht der Vorteil derselben Klassen der gegenwärtigen Gesellschaft wesentlich darin, daß von ihnen Heiligkeit niemand erwartet oder verlangt.“

„Die Dunkelmänner waren so dumm,“ belehrt eine neueste Biographie das deutsche Volk, „daß sie anfangs diese Briefe für echt und ernsthaft hielten und sich darüber freuten. Als sie aber hinter den Spott kamen, waren sie um so mehr erbost. Und auch Melanchthon erntete seinen Teil Haß und Zorn von den Verhöhnten. Gemeine Schimpfverse wurden über ihn verbreitet und schon seine Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften machte ihn verdächtig.“

Diese Fabel von der angeblichen exorbitanten Dummheit der Kölner ist eine Erfindung des Erasmus, wie der gelehrte Melanchthonbiograph aus Paulsen sich hätte überzeugen können; in einem Briefe aus dem Jahre 1528 wird sie erzählt (Huttens Werke II, 442).

„Um diese Anekdote für eine wahre Geschichte zu halten, ist es notwendig zu glauben, daß auf den mittelalterlichen Universitäten und Klöstern der gesunde Menschenverstand bis auf den allerletzten Rest ausgestorben war. Dagegen um sie für eine Anekdote zu nehmen, ist nichts weiter erforderlich, als nicht zu vergessen, daß Erasmus, der Humanist, der Poet, der Verfasser des Lobes der Narrheit, der Kolloquien, sie erzählt“ (Paulsen).

Übrigens hatte Reuchlin selbst in seiner „Verteidigung gegen die Kölner Verleumder“ bereits einer ganzen Reihe von Schimpfnamen gegen die Kölner sich bedient, während diese ihn mit keinem Worte persönlich beleidigt hatten. „Schaf, Bock, Sau, Schwein, Esel, Teufelsschüler, wahnsinniger Taugenichts“ u. a. m. kehren bei ihm wieder. Janssen erkennt in dieser von Reuchlin früher nicht befolgten neuen Taktik desselben den Einfluß, welchen die Poeten während dieses Streites auf ihn gewonnen hatten. Auch Erasmus hatte in seinem 1509 erschienenen „Lob der Narrheit“ bereits sein Gespött mit denselben Persönlichkeiten getrieben und dadurch in gewisser Weise der Satire des Mutianschen Kreises Vorbild gegeben. Doch jetzt äußerten beide, Reuchlin sowohl als Erasmus, sich mißbilligend über diese Schimpfrhetorik.

Vielleicht war es mit eine Folge dieser Mißbilligung, daß das ungeheure Aufsehen, welches diese Schimpfrhetorik anfangs gemacht hat, bald vorüberging. Der Hauptgrund für das rasche Erlöschen des Interesses an derselben ist jedoch der Beginn eines weit größeren Kampfes, dessen Hauptkoryphäe sich selbst als Nachfolger Reuchlins und sein Auftreten als die Fortsetzung des Reuchlinschen Streites

dem alternden Gelehrten vorgestellt hat. In der That war das mehr als bloße Schmeichelei und mehr als der bloße Versuch, Reuchlin zur Parteinahme für seine Sache zu gewinnen.

In dem zweiten Teil der „Briefe der dunklen Männer“ tritt eine Frontveränderung deutlich hervor, der Beginn des Kampfes gegen Rom. Das eigentliche Ziel des Angriffes ist das Papsttum. Hutten geriert sich in seinem 1518 oder 1519 veröffentlichten „Triumph Reuchlins“ (Encomion Joann. Reuchlini) als das Haupt der Partei, als den eigentlichen Sieger über die Scholastik. „Euch, ihr Mitverschworenen, ermahme ich, seid bereit, greift an, zerbrochen ist der Kerker, geworfen ist der Würfel, zurückzugehen ist unerlaubt. Den dunklen Männern habe ich den Strick angelegt, so laßt uns hinwieder das Gras ihnen abnehmen (d. h. den Sieg über sie feiern).“ Er nennt sich prahlend Eleutherius, einen Beinamen, den bald nachher Luther ihm abborgt. Wenn er in dieser Schrift noch nicht deutlicher gegen das Papsttum losgeht, so erklärt sich das daraus, daß dieselbe schon 1515 verfaßt worden ist. Ende 1518 aber droht er in seiner „Türkenrede“ bereits sowohl dem Papste als auch den Fürsten mit einem Volksaufstande; Rom möge sich vorsehen, „daß die geknebelte und fast erwürgte Freiheit nicht einmal plötzlich losbreche.“ Durch Sickingen beeinflußt, hatte Hutten plötzlich den Urdeutschen angezogen. Sickingen plante die Macht der von dem deutschen Landesfürstentume mit Aufsaugung bedrohten Reichsritterschaft mit Hilfe des jungen Erzherzogs Karl, dessen Wahl zum Kaiser er hauptsächlich mit durchgesetzt hatte, zu heben und das Landesfürstentum zu brechen. Ein richtiger Gedanke; denn letzteres war lediglich auf Lähmung der Kaisergewalt und auf Herstellung eigener Souveränetät bedacht. Huttens Einfluß verquickte mit diesen Bestrebungen die andere, Deutschland vom päpstlichen Stuhle loszureißen, falls dieser den junghumanistischen Reformplänen Widerstand leisten würde. So schrieb er denn im Juni 1519 dem Erasmus, er habe bei Sickingen den Schutz Reuchlins bewirkt und sei von diesem nebst Sickingen als „Geißel Gottes“ begrüßt worden.

Ein neuester Biograph Melanchthons berichtet dieses Endresultat des Reuchlinschen Streites mit den triumphierenden Sätzen: „Die Ritter von der traurigen Gestalt waren besiegt, vor aller Welt besiegt durch diesen bitteren Spott. Und der Ritter Franz von Sickingen vollendete den Sieg der Ritter des Geistes, indem er mit dem Schwerte eingriff und die Dominikaner zwang, die Prozeßkosten im Reuchlin-Streit zu bezahlen.“ Diesen „Sieg“ erlangte Sickingen im Juli 1519. Die Dominikaner zahlten nicht nur, sondern setzten auch Hochstraten, der durch eine „Apologie“ sich gegen die humanistische Satire verteidigt hatte, als Prior und Inquisitor ab. Der Papst jedoch setzte ihn wieder ein, kassierte das Speyerer Urteil, verbot den „Augenspiegel“ und verurteilte Reuchlin — allerdings zu spät — in die Kosten.

Wir kehren zu dem Manne zurück, der in einem vom 14. Dezember 1518 datierten Briefe an Reuchlin diesem sich als seinen Nachfolger vorstellt. Mit dem höchsten Interesse und dem tiefsten Bedauern, nicht mitthun zu können für Reuchlin, hatte Luther den Streit verfolgt. Schon im Jahre 1514 spricht er seinem Gönner Spalatin seine Hochschätzung und Liebe zu Reuchlin aus mit dem Beisatze, sein Urteil sei vielleicht verdächtig, „weil," wie man sagt, „ich nicht frei und neutral bin." Zwar wirft er den „Briefen der dunklen Männer" gelegentlich Unbescheidenheit vor und nennt ihren Verfasser einen Tropf (i. Oktober 1516), aber in seinen „Asterisken" hat er entdeckt, daß Eck ihm „dasselbe thue, was dem Reuchlin jener sein Satan angethan hat; beide (nämlich Eck und Hochstraten) betreiben das als ihr Studium, daß sie so recht ihre Freude daran hätten, wenn sie alle Schlangen, allen Unflat, alle Untiefen von Irrtümern, Häresien, Übeln aufwühlen könnten. Ebenso in den Augsburger Akten (1518) findet er, daß er und Reuchlin dieselben Gegner haben, welche seine Disputationen so wenig als Reuchlins Gutachten leiden wollten.

Als diese „Akten" veröffentlicht wurden (Dezember 1518), war Philipp Melanchthon bereits in Wittenberg Luthers Kollege geworden.

2. Verbindung mit Luther und Bruch mit der Kirche.

In Tübingen hatte es dem strebsamen jungen Manne nicht mehr gefallen wollen. Es verdroß ihn, daß er nur immer in der Burse Unterricht geben sollte und nicht vor Erwachsenen Vorlesungen halten durfte. Selbstverständlich war es der Neid und Haß der Scholastiker, der ihn, das aufgehende Licht, verdunkeln wollte. Sie sahen ihn seit seiner Parteinahme für die Poeten und Reuchlin „mit scheelen Augen an", versichert unser neuester Gewährsmann, um so mehr, als er Verwandter des großen Reuchlin und dessen Günstling war, von dem berühmten Erasmus gepriesen wurde, „mit den bedeutendsten Männern in Briefwechsel stand und Bücher auf Bücher herausgab."

Und das Glück lächelte ihm. Der sächsische Kurfürst wandte sich um Ostern 1518 an Reuchlin um einen Professor des Griechischen und des Hebräischen für die von ihm gestiftete neue Universität Wittenberg. Und Reuchlin empfahl sofort seinen Großneffen, den er von seiner Jugend auf „solche Sprach gelehrt habe". „Ich weiß unter den Teutschen keinen, der über ihm sei, ausgenommen Herr Erasmus Rotterdamus, der ist ein Holländer." Seinem Großneffen aber schrieb er die „wahrhaft prophetischen" Worte, derselbe werde in Wittenberg ein zweiter Abraham werden, den Gott zum großen Volke machen werde „und sollst ein Segen sein". Die Tübinger Professoren aber merkten nach Versicherung unseres Gewährsmannes gar nicht,

welch ein großer Geist von ihnen scheide. Eine von Herzog Ulrich von Württemberg durch Sickingen ihm angebotene Pfründe schlug er aus, weil er nicht Priester und nicht Theologe werden wollte. „Die Theologie war mir sehr zuwider," bekennt er, „denn ich sah, daß das nicht gebilligt wurde, was die Schrift lehrt, sondern nur, was in den Schulen und Lehrbüchern als hergebracht galt."

Am 25. August 1518 langte er in Wittenberg an. Hier war er eigentlich unwillkommen, denn der Herr und Gebieter der Universität, Luther, hatte Mosellanus von Leipzig gewünscht. Nachdem aber der junge Ankömmling eine lateinische Antrittsrede von „Verbesserung der Studien" gehalten, gab Luther seine vorgefaßte Meinung auf und äußerte sich sehr befriedigt.

Die neue Universität war 1502 gegründet worden. Statt des Papstes hatte Kaiser Maximilian die Errichtungsurkunde ausgefertigt, die päpstliche Bulle war erst nachträglich eingeholt worden. In der kaiserlichen Urkunde war die Pflege der Wissenschaften und der schönen Litteratur als Sache des Kaisers bezeichnet, als ihre Aufgabe, die nachwachsende Generation für das weltliche Regiment und die Kultur auszubilden. Die Statuten der Universität hatte der aus Bologna hergekommene Jurist Christoph Scheurl verfaßt; er war zum Rektor gewählt worden und hatte in einem Reklameprogramm die neue Universität über Padua und Bologna gestellt, während er in Privatbriefen seiner völligen Enttäuschung hinsichtlich Wittenbergs Worte lieh.

Im Jahre 1508 hatte der Generalvikar des Augustinerordens Staupitz den Bruder Martin Luder, später Luther genannt, nach Wittenberg versetzt als Lektor der Schulphilosophie. Unter Staupitzens Einfluß hatte derselbe dem Bibelstudium und der Mystik sich hingegeben und war mit der Scholastik alsbald verfallen. Die Aristotelische Philosophie erschien ihm als „Gaukelei" und „Unflat", die scholastische Schultheologie als „Barbarei". Den edlen Artuin nennt Luther in einem Briefe an Spalatin (1514) einen Poetaster und Esel; dafür habe er ihn schon immer gehalten; jetzt sehe er, daß er ein Hund, ein reißender Wolf im Schafskleide sei, oder vielmehr ein Krokodil, wie Spalatin scharfsichtig bemerkt habe. Seine Sympathien für Reuchlin haben wir ihn aussprechen hören. Wenn nun auch Luthers theologische Anschauung eine vollständig andere war, als die humanistische des jungen Ankömmlings, so trafen sie doch im Hasse und in der Verachtung der scholastischen Theologie und der „Sophisten" zusammen. Es ist daher kein Wunder, daß Melanchthons Antrittsrede schon wegen ihrer Ausfälle gegen die „Barbaren" Luthers Beifall fand.

„De corrigendis adolescentium studiis," von Verbesserung des Jugendunterrichts, lautete ihr Thema. Ausgesuchtes Latein, gespickt mit griechischen und hebräischen Citaten, imponierte von vornherein den Zuhörern. Was bisher auf den Universitäten gelehrt

wurde, zeigt der junge Magister mit Zuversicht, ist nichts als nichtswürdiger, barbarischer Unsinn. Als seine Aufgabe bezeichnet er, die Sache der schönen Wissenschaften und der wieder auferstehenden Musen gegen jene zu verteidigen, die „selbst Barbaren, durch barbarische Künste, nämlich durch Gewalt und List, noch überall in den Schulen Titel und Gehalt von Lehrern sich anmaßen und böswillig die Menschen in ihrem Netz gefangen halten". Durch ihre Phraseologie suchten sie die Jugend von den wahren Studien abzuhalten; sie gäben vor, das Studium der schönen Wissenschaften sei schwierig und nütze nichts; es sei reine Prahlerei, wenn einige müßige Köpfe das Griechische lehren wollten; und gar das Hebräische, es sei ungewiß, ob die es zu lehren vorgäben, selbst es sicher innen hätten, über solchen müßigen Scheinstudien gehe die wahre Wissenschaft und Philosophie zu Grunde. Gegen solche Phrasen des unwissenden Schlags der Sophisten anzukämpfen, genüge nicht einmal ein Herkules. Als vor ca. 300 Jahren das römische Reich durch die Deutschen zerstört wurde, fährt er fort, sei die römische Litteratur verstorben. Einiges habe die Kirche damals gerettet, und in Irland seien die Studien wieder aufgelebt, von Karl dem Großen nach dem Kontinent zurückgeführt. Aber nicht lange habe dieser neue Aufschwung vorgehalten. Einige Menschen, von Hochmut oder Streitsucht gestachelt, verfielen auf den Aristoteles, den sie aber gar nicht im Grundtext, sondern nur die schlechten und unverständlichen Übersetzungen lasen. Alles ging zu Grunde, das Schlechte verschlang das Gute. Diese Ära gebar die Thomas, Scotus und die übrigen Sophisten, deren Herrschaft 300 Jahre lang auf der Welt lastete. Das Griechische wurde verachtet, die Mathematik vernachlässigt, die Grammatik durch Kommentare zu Grunde gerichtet, die Dialektik durch spitzfindige Distinktionen und Streitfragen, Philosophie und Theologie, Kirche, Kultus, Sitten, alles wurde zerrüttet und ruinirt.

Der letzte Teil dieser berühmten Rede stellt Melanchthons eigenes Studienprogramm auf. Er behält die alte Ordnung bei: zuerst Grammatik und die Anfangsgründe der Dialektik und Rhetorik; dann die Philosophie, zu der Naturwissenschaft, Geschichte und Moral gerechnet wird. Wer hierin gründlich unterrichtet ist, mag es dann, wenn er Lust hat, mit der Theologie versuchen. Allen diesen Studien aber ist unentbehrlich die Kenntnis des Griechischen. „Lernet Griechisch, damit ihr, wenn ihr die Philosophen, die Theologen, die Historiker, die Dichter, die Redner leset, bis zur Sache selbst hindurchdringt, und nicht bloß den Schatten derselben umarmt, wie Ixion, als er die Juno umarmen wollte." Den Aristoteles kennt nur der, welcher seinen griechischen Grundtext liest. Er habe sich vorgenommen, in Gemeinschaft mit Stadianus, den Aristoteles von der Barbarei zu reinigen. Ohne Griechisch sei auch ein Studium der Theologie nichts; denn nur diese Sprache giebt das Verständnis des Neuen Testaments und erlöst von

den einander widerstreitenden Glossen und Kommentaren. Schließlich fordert Melanchthon energisch zum Erlernen des Griechischen auf und verspricht seine ausreichende Hilfe für die Schwierigkeiten des Anfangs. Homer und der Brief des Paulus an den Titus sollen den Anfang machen. „Ihr werdet sehen, was für ein Unterschied ist zwischen einem Ausleger, welcher des Griechischen mächtig ist, und einem solchen, der es nicht versteht. Sapere audete! wagt es diese Einsicht zu gewinnen! Ohne Griechisch könnt ihr das Lateinische nicht mit Nutzen treiben. Er empfiehlt, durch das Beispiel der Humanisten sich aufzumuntern. „Schon blühet an einigen Orten Deutschland auf; es wird in Sitte und Sinn milder und gleichsam zahm werden, während es vorher, durch die Barberei, mit der die Wissenschaften verhunzt wurden, einem Volke von Wildeu glich."

Luther beauftragte alsbald den neuen Professor mit einer Studienreform. Schon im August und September regte ersterer bei Spalatin, dem Geheimschreiber des Kurfürsten, dieselbe an, indem er klüglich die Wünsche der von den neuen Studien begeisterten Studenten vorschiebt. Dieselben ertrügen es schwer, daß sie wegen der veralteten Zwangslektionen in der Philosophie diese neuen Studien vernachlässigen müßten; sie wünschten, vom Hören der Ethik befreit zu werden; die Moral passe ja überhaupt zur Theologie, wie der Bock zum Gärtner. So Luther. Am 9. Dezember 1518 meldet er dann, daß man die Vorlesungen über Thomistische Logik und Physik fallen gelassen, und an Stelle der letzteren Ovids Metamorphosen gesetzt habe. Die Aristotelische Physik ist ihm in der Seele zuwider; sie nebst der Metaphysik und Psychologie sei eine Rederei über nichts. Am 19. März 1519 hofft er demnach, daß auch die Vorlesungen über den Scotismus, die eben so unnütz, wie die Thomistischen, bald fallen und durch solche über Mathematik, reine Philosophie und Theologie ersetzt würden. Melanchthon ging mit ihm Hand in Hand, oder richtiger, er gab die Reformen an, und Luther setzte sie bei der Regierung durch. Er hielt griechische Vorlesungen über Klassiker und Neues Testament, gab die griechischen Texte für dieselben heraus, verbesserte 1520 seine griechische Grammatik, schrieb Kompendien zur Rhetorik und Dialektik. Er übernahm auch hebräische Lektionen (in Vertretung Böschensteins) und lateinische.

Im Herbste 1523 wurde er Rektor der Universität. Er publizierte damals einen Abriß der Studienordnung. Eine durchgreifende Reform der Universität wird zwar viel in der Korrespondenz zwischen Spalatin einer=, Luther und Melanchthon andererseits während der zwanziger Jahre besprochen, wurde aber erst in den dreißiger Jahren durchgesetzt.

Noch im Dezember 1518, ohne Zweifel angeregt durch die Anwesenheit Melanchthons, wandte sich Luther an Reuchlin. Er fühlte sich bereits als Parteihaupt. Er wollte mehr, als eine bloße Universitätsrevolution.

Schon im Mai 1518 hatte er seinem früheren Lehrer, dem Professor Jodocus in Erfurt, seine Absicht eröffnet, „von Grund aus die Kanones, Dekretalien, die scholastische Theologie, die Philosophie, die Logik, wie sie bisher vorgetragen werden, mit der Wurzel auszurotten“ und andere Studien an ihre Stelle zu setzen. „Und ich gehe in der Absicht vor, . . . das reinste Studium der Bibel und der Väter hervorzurufen.“ „Ich werde ausführen Großes, so mir Gott gegeben hat, und weder je mich fürchten, noch mir Vorstellungen machen.“ (D. Wette, Luthers Briefe, I, 108. 109.) Einige Monate früher hatte er zwar an Spalatin noch in einer Weise geschrieben, als ob es ihm nur darum zu thun gewesen, den „Betrug des Ablasses“ aufzudecken, und daß er zu diesem Zwecke „aus Liebe der Wahrheit wider sich herausgefordert habe 500 Minotauren, Rhadamantoochsen und Kakoochsen.“ (Februar 1518) Wenn wir aber andere Bekenntnisse aus dem Jahre 1518, welche mit denen des Briefes an Jodocus übereinstimmen, in Betracht ziehen, so ergiebt sich, daß er damals bereits dasselbe Ziel verfolgte, wie die Junghumanisten: er will das kanonische Recht und damit die Verfassung der Kirche umstürzen. Im Bewußtsein dieser ihm seiner Meinung nach von Gott gegebenen Aufgabe bezeichnet er sich, Hutten nachäffend, gern als Eleutherius, als den kommenden Freiheitsbringer. In diesem Bewußtsein findet er sich jetzt, Ende 1518, bewogen, dem Reuchlin, der die Übersiedlung Melanchthons nach Wittenberg vermittelt hatte, die Hand zum Bündnis zu reichen, oder vielmehr sich ihm geradezu als Nachfolger zu präsentieren.

„Du warst in der That,“ schreibt er dem alten Herrn, „ein Werkzeug des göttlichen Ratschlusses, zwar dir selbst unbewußt, aber von allen, die der reinen Theologie sich befleißigen, heiß erwartet. Ich war einer von denen, welche an deiner Seite zu sein wünschten, fand aber keine Gelegenheit. Aber was damals deinem Kampfgenossen versagt war, ist nun deinem Nachfolger reichlich zu teil geworden. Es greifen jetzt die Zähne jenes Behemoth mich an, ob sie den Schimpf, den sie an dir sich geholt, auswischen könnten. Auch ich bekämpfe ebendieselben, zwar mit viel geringeren Kräften des Geistes und der Gelehrsamkeit, als mit welchen du sie angegriffen und zu Boden geschlagen hast, aber mit nicht geringerer Zuversicht des Muts. Sie verweigern mir den Kampf, sie wollen mir nicht antworten, sondern lediglich durch Gewalt und Gewaltsamkeit suchen sie mir beizukommen. Es lebt aber Christus, und ich kann nichts verlieren, weil ich nichts habe.“ (Anspielung auf ein Reuchlinsches Diktum —) Das Auffallendste in dem Briefe ist der folgende Passus, in welchem Luther dem Reuchlin als einem Werkzeuge Gottes das Verdienst zuschreibt, die „Tyrannen“, d. h. also die Vertreter des Scholasticismus, gezwungen zu haben, in ihrem Widerstande gegen „die wahre Theologie“ nachzulassen.

Unter der „wahren Theologie“ versteht doch Luther sicherlich nur seine eigene, die er aus St. Paulus und Augustin geschöpft zu haben glaubte oder vorgab; „unsere Theologie und St. Augustinus,“ schrieb er schon Mitte Mai 1517, „machen gute Fortschritte und beherrschen durch Gottes Wirksamkeit unsere ganze Universität“ (De Wette I, 57). Nun sind aber Luthers Theologie und St. Augustinus' Theologie doch zwei verschiedene Lehren, die wohl nur in der Auffassung der absoluten Prädestination zusammenstimmen möchten. Ferner ist es kaum glaublich, daß Luther den Unterschied zwischen seiner „Theologie“ und den Anschauungen des Junghumanismus nicht erkannt haben sollte. Deutschland, fährt er dann fort, beginne bei den neuen Anfängen der schönen Studien jetzt aufzuatmen; wie aus dem getöteten Christus viele große Berge hervorgewachsen seien, so erstünden jetzt aus dem gleichsam getöteten und pulverisierten Reuchlin „so viele Häupter heiliger Wissenschaften“ (De Wette I, 196 ff.). Der letztere Satz enthält einen deutlichen Wink an den alten Reuchlin, die Führerschaft jetzt anderen, d. h. vor allem dem Briefsteller, zu überlassen.

Als er diesen Brief schrieb und mit demselben den ersten Schritt zur Verbrüderung mit dem Junghumanismus that, hatte er eben die „Augsburger Akten“ veröffentlicht (November 1518) und seinem Freunde Spalatin bei Übersendung derselben anvertraut, daß seine „Feder mit viel größeren Dingen bereits schwanger gehe“; die Sache habe eigentlich noch gar nicht angefangen; er glaube, daß in der römischen Kurie „der wahre Antichrist regiere“ (11. Dezember, De W. I, 193). Die „Augsburger Akten“ hatten den Zweck, wie Luther am 14. Oktober von Augsburg aus in demselben Augenblicke, als er dem Kardinal Cajetan eine Unterwürfigkeitserklärung abgegeben hatte, seinen Freunden schreibt, eine Darstellung des Verhörs zu geben, „damit der Kardinal auf dem Erdboden zu Schanden gemacht werde“ (De W. I, 149). In dieser Schrift nun kündigt er öffentlich an, daß er bei gegebener Gelegenheit, „wenn irgend ein römischer Schmeichler gegen mich Lärm gemacht haben wird, des breiteren“ gegen die päpstlichen Dekretalien den längst beabsichtigten Angriff machen werde; „denn schon längst lechzt mir der Sinn danach, den Krieg zu spielen, den Josua gegen die Haiiten geführt hat“ (Opp. lat. 28, 285 ff.). Also einen Vernichtungskrieg gegen die Verfassung der Kirche, gegen das Papsttum vor allem. Schon im Januar 1518 hatte er dem Spalatin anvertraut, daß er sich „zuversichtlich getraue, auch gegen die päpstlichen Dekretalien einmal den Krieg anzufangen“ (De W. I, 86). Daß er diesen Plan schon lange mit sich herumgetragen hatte, beweisen auch andere vertrauliche Äußerungen in seiner anläßlich der Leipziger Disputation geführten Korrespondenz. „Es wird geschehen, was ich schon lange in Gedanken erwägt habe, daß ich einmal in einem ernsten Buche die römische Schlange angreife“ (De W. I, 217).

„Öfter habe ich schon gesagt, bislang sei von mir gespielt worden; jetzt endlich wird es zu ernsten Angriffen auf den römischen Papst und die römische Arroganz kommen“ (I, 230). „Vielleicht wird Eck die Gelegenheit, daß jene bislang nur spielend betriebene Sache endlich mit Ernst in Angriff genommen wird und unglücklich für die römische Tyrannei ausschlägt“ (I, 222).

Diesen Angriffsplan auf das Papsttum selbst hatte Luther also schon gefaßt, bevor Hutten und Melanchthon mit ihm in Berührung kamen. Es ist möglich, vielleicht wahrscheinlich, daß ihm die Anregung dazu von dem Reuchlinschen Streite gekommen ist. Daß er den Angriff nicht früher begonnen, dafür giebt er im Februar 1519 in einem Briefe an Pirkheimer als Grund an, er habe noch keinen besonderen Anlaß dazu gehabt. „Die Sache wendet sich, wie du siehst, gegen die heiligen Kanones, was ich schon längst gewünscht habe und ohne Anlaß einzuleiten nicht wagen mochte“ (De W. 6, 13).

Der Versuch jedoch, durch Reuchlin mit den Junghumanisten in Verbrüderung zu kommen, mißglückte, weil der alte Gelehrte sich aus der Affaire zurückzog und sogar Melanchthon aus Wittenberg wegzubringen versuchte, als die päpstliche Entscheidung seiner Sache gekommen war. Übrigens war Luther auch ohne die Humanisten siegesgewiß. „Siehe dies monstruöse Geschlecht von Menschen, dies dem Lichte feindliche Volk der Finsternis. Johann Reuchlin haben sie durch drei Provinzen aufgesucht und gegen seinen Willen in den Kampf gezogen. Mich, der ich ihnen an die Thür klopfe und sie zum Kampfe auffordere, vermeiden sie und tustern in Winkeln, weil sie sehen, daß sie sich nicht verteidigen können“ (De W. I, 93). Solche Zuversicht zeigte er schon im Februar 1518.

In Luther und Melanchthon hatten sich zwei in diesem Punkte, dem Gegensatz und Haß gegen das bestehende Kirchenwesen, verwandte Seelen gefunden. Letzterer ließ sich daher durch Reuchlin nicht von Wittenberg abziehen. Er pries Luther, als derselbe nach Augsburg ging, als den „Gottesmann, der mit dem Stabe Mosis die abergläubischen Priester und die wortklaubenden Sophisten niederschlägt“. Und Luther ermahnte seinen neuen Freund von Augsburg aus, er möge fortfahren, sich als ein Mann zu beweisen und die Jugend recht zu unterrichten; er werde nicht widerrufen, um nicht den Untergang der trefflichen Studien zu veranlassen, der ihnen von den „eben so unwissenden als heftigen Feinden der Wissenschaften“ drohe, wenn er nämlich widerrufe (De W. I, 146).

Die Gelegenheit, in „einem ernstlichen Buche“ den Papst anzugreifen, verschaffte sich Luther, wie wir anderswo glauben nachgewiesen zu haben, indem er noch in Augsburg eine Disputation zwischen Eck und Karlstadt mit ersterem verabredete, ohne aber

letzteren vorher gefragt zu haben, und dann einen Brief an Karlstadt veröffentlichte, in welchem Eck als ein feiger Renommist dargestellt wird, der seine Thesen für die verabredete Disputation erst infolge der von Luther erhaltenen Nachricht, die Leipziger hätten die Disputation verweigert, und in der Hoffnung veröffentlicht habe, Karlstadt werde gar nicht annehmen, er selbst aber „aus bloßem Dampf Ruhm erhaschen". Indem er zugleich sich selbst als „Kämpen" Eck anbot und den Wunsch aussprach, Eck möge „das Ungeheuer, das du schon lange gegen mich nährst und das dir Übelkeiten verursacht, endlich gebären und die Ekelhaftigkeiten, von denen dein Magen gefährdet wird, endlich ins Publikum erbrechen", nötigte er den Ingolstädter Professor geradezu, ihn selbst ebenfalls zur Disputation herauszufordern (De W. I, 249 ff.). Die Leipziger Universität suchte zwar das Eindrängen Luthers in die Disputation zu verhindern, aber vergeblich. Luther richtete am 19. Februar 1519 ein Gesuch um Zulassung zur Disputation an Herzog Georg, und am gleichen Tage Eck einen Brief an Luther mit dem Wunsche, auch dieser möge sich beteiligen. Luther hatte Thesen gegen Eck schon vor dem 7. Februar veröffentlicht, wie aus einem von diesem Tage datiertem Briefe desselben an Spalatin (De W. I, 222) hervorgeht. Vom 20. Februar datiert dann jener schon erwähnte Brief an Scheurl, in welchem Luther schreibt: „Jetzt endlich wird ein ernster Angriff gegen den römischen Papst geschehen." Die Thesen, die Eck gegen Karlstadt, als einen Vorkäm er Luthers aufgestellt hatte, und die sich gegen lutherische Sätze kehrten, dienten ihm, obgleich er gar nicht darin genannt wird, als Vorwand, die dem Nuntius Miltitz inzwischen gegebene Zusage des Stillschweigens und der Enthaltung von neuen Publikationen als nunmehr unverbindlich anzusehen. Um nun dem beabsichtigten Angriff auf den Papst eine Unterlage zu geben, fügte Luther seinen zwölf Thesen im April noch eine dreizehnte hinzu, die sich direkt gegen den päpstlichen Primat richtete. In einem impertinenten Briefe zeigte er dann (Mitte Mai) dem Miltitz an, er könne wegen der bevorstehenden Disputation sich nicht weiter mit ihm einlassen.

Melanchthon begleitete selbstverständlich seinen Freund nach Leipzig. Denn obgleich Herzog Georg letzterem ausweichend geantwortet hatte, er also zur Disputation gar nicht zugelassen war, „wegen Neides", wie er versichert, so zog er doch „unter den Flügeln Karlstadts" hin und fuhr mit Melanchthon auf einem unbedeckten Wagen am 24. Juni in Leipzig ein. Karlstadt fuhr vor ihnen her. Sein Wagen zerbrach vor der Paulskirche, und Karlstadt fiel in den Kot. Luther und Melanchthon fuhren an ihm vorbei ihrer Herberge zu. Als die Disputation beginnen sollte, weigerte sich Luther, auf die Bedingungen einzugehen und die gewählten Schiedsrichter anzuerkennen, wurde aber, um den Schein der Feigheit zu vermeiden,

von seinen Freunden genötigt, die Bedingungen anzunehmen unter Ausschluß der Kurie als Schiedsrichters. Auch die Appellation an ein freies Konzil, die er in Augsburg veröffentlicht hatte, erhielt er aufrecht.

Melanchthon beteiligte sich an der Disputation selbst nur durch Zuhören und „als Luthers getreuer Schildknappe", wie eine neueste Biographie sich ausdrückt, durch Zuflüstern „manch treffenden Worts", so daß „der streitbare Eck über den verwegenen Burschen gar ärgerlich ward, daß der sich erkühne, als Laie in gottesgelehrte Dinge sich einzumischen". Der wichtigste Abschnitt der Disputation war derjenige über Luthers dreizehnte gegen den Primat des Papstes sich kehrende These. Über dieselbe hatte Luther unmittelbar vor seiner Abreise nach Leipzig eine sogenannte „Resolution" veröffentlicht, um, falls er nicht zugelassen werden sollte, wenigstens durch diese Veröffentlichung den „ernsten Angriff" auf das Papsttum begonnen zu haben. Die These selbst, so schreibt er schon am 13. April an Lange, habe er „deshalb so aufgestellt, damit mir eine Gelegenheit werde, die Nichtswürdigkeiten der äußerst unpassenden und gottlosen Dekretalien . . . einmal in die Öffentlichkeit zu bringen . . . Aufdecken wird Christus ihre Larven" (De W. I, 254). In der Resolution zu dieser These hatte Luther den Primat durch einen Spott über die Verleugnung des Petrus lächerlich zu machen versucht. „Wenn Petrus das Fundament der Kirche wäre, so wäre die Kirche vor der Stimme einer einzigen Thürmagd zusammengestürzt, während doch die Höllenpforten sie nicht überwältigen sollen" Opp. lat. 29, 60). Um nun auch diesen Ausfall sicher „in die Öffentlichkeit zu bringen", zur Freude seiner humanistischen Freunde, hatte er denselben in einer vor Beginn der Disputation auf Wunsch derselben im Disputationssaal gehaltenen Predigt wiederholt. Während der Disputation wiederholte er denselben nochmals und mußte eine Rüge wegen desselben von Eck hinnehmen. Die Disputation über diese These hatte einen überraschenden Verlauf.

Luther hatte behauptet, wenn der Papst das Haupt der Kirche wäre, so bliebe diese nach dem Tode desselben kopflos. Oder wenn Christus während der Vakanz als Haupt die Lücke ausfüllen solle, so komme das Monstrum heraus, daß er dem toten Papste nachfolge und dem lebenden Platz mache. Luther las diesen plumpen Witz aus dem Buche ab, welches er in der Hand hatte (Opp. lat. 29, 284). In seiner Entgegnung rügte Eck diesen „plebejischen Appell an die Lachmuskeln" und ersuchte Luther, die schismatischen Griechen, auf die derselbe sich gegen die Allgemeinheit des Primats berufen hatten, aus dem Spiele zu lassen; die Geschichte habe gezeigt, daß deren Kirchen, „ich füge auch die Böhmens hinzu," von den Höllenpforten überwältigt seien, während die Verheißung Christi den römischen Stuhl davor bewahrt habe. Diese einmalige gelegentliche Erwähnung

der Hussiten seitens Ecks veranlaßte Luther, dagegen zu protestieren, daß Eck ihm „so oft bissig die Böhmen entgegenhalte". Eck ersuchte ihn darauf um Verzeihung, daß er den Hussiten feind sei und daß er dieselben erwähnt habe; er habe das gethan, weil Luthers These, und sein eben vorhergegangener Beweisversuch, daß der Primat nur menschlichen Rechtes sei, die Irrtümer der Hussiten sehr begünstige, und weil diese, wie das Gerücht gehe, „hierüber sich außerordentlich gratulieren." Luther ersuchte dann in großer Erregung seinen Gegner, ihn nicht zum Böhmen zu stempeln, da ihm dieselben wegen ihrer schismatischen Haltung immer widerwärtig gewesen seien.

Mit dieser Erklärung war ein Vormittagsgang der Disputation geschlossen worden. Nun waren aber hussitische Abgesandte an Luther in Verkleidung in Leipzig anwesend, und aus Briefen hussitischer Häupter aus dem Juli 1519 an Luther geht hervor, daß dieser mit jenen Abgesandten in Leipzig, selbstverständlich heimlich, verhandelt hat (Opp. lat. 30, 78—81). Die antihussitische Erklärung nun, zu der Luther sich hatte hinreißen lassen, scheint dann sehr bald ihm selbst und seinen Freunden bedenklich geworden zu sein, zumal jene Abgesandten, wie Eck später versichert, Luther durch Zuflüsterungen, zugesteckte Zettel, gemeinsame Beratungen mit ihm bei der Disputation vielfach behilflich waren. In der Nachmittagsdisputation desselben Tages (5. Juli) überraschte Luther gleich zu Beginn das Auditorium mit der Erklärung, daß unter den Sätzen des Hus und der Böhmen sich sehr viele durchaus christliche fänden, namentlich der von der allgemeinen Kirche, welche die Gesamtheit der Prädestinierten begreift und wie diese nur eine ist; ferner der, daß es zur Seligkeit nicht notwendig ist, den Primat des Papstes anzuerkennen. Diese Artikel aber seien „auf Betreiben der gottlosesten Schmeichler" in Konstanz als hussitische Irrlehren verdammt worden.

Auf die Weise war das Hussitentum in die Disputation hineingezogen worden. Es wäre diese Verteidigung desselben seitens Luthers nach der am Vormittage von ihm ausgesprochenen Abweisung desselben unbegreiflich, wenn nicht während der Mittagspause anderweitige Einflüsse ihn zu der Einlenkung für die Hussiten bewogen hätten. Dieselbe gab der Disputation eine andere Wendung. Die Verteidigung des hussitischen Satzes von der einen allgemeinen Kirche als der Gesamtzahl der Prädestinierten, welche Luther dann folgen ließ, veranlaßte Eck, ihm Übereinstimmung mit legitim verdammten hussitischen Sätzen nachzuweisen, worauf Luther die Disputation unter dem Vorwande, die Zeit sei verstrichen, abzubrechen versuchte und sich vorbehielt, über die angefochtenen hussitischen Sätze, sowie über „alles übrige, was ich zu opponieren hatte", schriftlich sich hören zu lassen. Infolge neuer Beratschlagungen mit seinen Freunden erklärte er sich später zur Fortsetzung bereit und erhielt auch vom Vorstande bereitwillig fernere Frist zum Opponieren gewährt. Die neue Disputation

begann dann Luther mit einer deutschen Ansprache an das Auditorium, um zu versichern, daß er den Primat nicht bekämpfe, sondern nur die Behauptung, derselbe sei göttlichen Rechts. Die Leugnung desselben sei allerdings in Konstanz als hussitische Ketzerei verdammt worden. Lateinisch suchte er dann nachzuweisen, daß das Konzil hierin geirrt habe, und behauptete, daß Paulus ein Lästerer sei, wenn Petrus den Primat als göttliches Recht erhalten habe. Die Disputation löste sich schließlich in gegenseitige Vorwürfe wegen Ketzerei auf; Eck berief sich auf die Irrtumslosigkeit des Konzils und auf die Notwendigkeit des Primats für die Einheit der Kirche; Luther auf seine subjektive Gewißheit von der Richtigkeit seiner These und bestritt, daß Petrus in Rom gewesen sei.

Nach Schluß der Disputation verlangte Luther, daß dieselbe nicht bloß den theologischen, sondern auch den übrigen Fakultäten der zu Schiedsrichtern erwählten Universitäten vorgelegt werden solle. Die Entscheidung über diese ungewöhnliche Forderung wurde dem Herzog Georg überlassen, der sie abwies. Eck und Luther hatten über die Universitäten Paris und Erfurt als Schiedsrichtern sich vereinbart. Luther wohnte dem offiziellen Schluß nicht bei, wie es scheint, unzufrieden mit ihrem Ergebnis. Wenigstens äußert er sich sehr abfällig. Eck spiele den Sieger, „bis wir das Unsere veröffentlicht haben." Weil schlecht disputiert sei, werde er seine „Resolutionen" von neuem veröffentlichen. Weil Eck im Bunde mit den Leipzigern nur seinen Ruhm und nicht die Wahrheit gesucht habe, sei die Disputation schlecht begonnen und noch schlechter beendigt worden (De W. 287. 289).

Kaum waren Luther und Melanchthon von Leipzig zurückgekehrt, als letzterer einen vom 21. Juli 1519 datierten Brief an Oekolampad veröffentlichte. Er tritt in diesem Schriftstück als unbeteiligter und scheinbar unparteiischer Zuhörer der Disputation auf, indem er nach längerem Eingang über seine Beziehungen zu Oekolampad wie von ungefähr auf das Tagesereignis zu sprechen kommt. Zwar habe die Disputation den von ihr gehegten Erwartungen nicht entsprochen, dieselbe biete aber immerhin des Interessanten genug, so daß Adressat gewiß gern einiges darüber hören werde. Als das Hauptergebnis stellt Melanchthon dann hin, daß der große Abstand zwischen der alten aristotelischen Scholastik und der neuen Theologie Christi zu Tage getreten sei. Da er selbst aber über das Resultat sich ein Urteil nicht anmaße, so teile er nur den Gang der Disputation mit. Ob Ecks Widerspruch gegen notarielle Protokollführung „aus theologischer Lauterkeit" geflossen sei, wage er nicht zu entscheiden. Es gebe eben nichts Gefährlicheres, als öffentliche Disputationen, da bei ihnen der Ehrgeiz die alles beherrschende Rücksicht zu sein pflege. (Eck hatte nur privatim, nicht aber bei der offiziellen Verhandlung gegen die Protokollführung sich erklärt.) Eck habe dann

die Disputation mit Karlstadt von dem ursprünglichen Thema abgelenkt und vier ganze Tage bei einer Nebenfrage festgehalten. (Eck wies diese Beschuldigung später mit dem Nachweis zurück, daß bei Behandlung der betreffenden These das, was Melanchthon zum Thema stempele, gar nicht verhandelt sei.) Schließlich habe Eck zugestanden, was er vorher bestritten; auch gar nicht hingehörige Citate gemacht, so daß Melanchthon dabei gelernt habe, was es heiße, unwürdiges Wortwürfeln und Sophistereien treiben. (In seiner Entgegnung widerlegt Eck diese Beschuldigung und verweist im übrigen auf die bevorstehende offizielle Veröffentlichung.) Melanchthon findet dann, zu der Disputation zwischen Eck und Luther übergehend, daß ersterer vieles in ungebildeter Weise vorgebracht und alles, was er gesagt, nur auf Erregung des Volkshasses gegen Luther gemünzt habe. Um diesen in den Geruch zu bringen, er verwerfe die Autorität der Konzile, habe Eck das Konstanzer Konzil und die hussitische Ketzerei aufs Tapet gebracht. Den nichtssagenden Einwendungen Ecks gegenüber habe Luther seine dreizehnte These siegreich behauptet. Hinsichtlich des Fegfeuers und der Buße habe Eck die Brennpunkte gar nicht getroffen und mancherlei Lächerlichkeiten vorgebracht, mit denen Schreiber seinen Adressaten gar nicht belästigen möge.

In seiner Entgegnung bezeichnet Eck zunächst die Veröffentlichung des Melanchthonschen Briefes als eine Verletzung des vor der Disputation geschlossenen Vertrages, daß vor dem Urteilsspruch der Schiedsrichter nichts veröffentlicht werden dürfe. Er beschränkt sich dann auf Widerlegung der Melanchthonschen Beschuldigungen, geht aber auf den Inhalt der Disputation nicht näher ein. Nur notgedrungen veröffentlichte er diese Entgegnung, damit er nicht den Schein erwecke, als gebe er jene Anklagen zu. Eck schrieb dieselbe noch in Leipzig (Anfang August).

Sofort ließ Melanchthon eine Erwiderung erscheinen. An den Vertrag sei er nicht gebunden. Ein Urteil habe er nicht ausgesprochen. Der Eifer und ängstliche Religiosität hätten ihn zu seiner Kritik bewogen, da er der Schrift schuldig sei, der Eckschen Willkür entgegenzutreten. Wenn Eck sich mit den Vätern zu decken suche, so hätten dieselben oft die Bibel ganz falsch ausgelegt, dieselbe „mit größter Freiheit mißbraucht“ und widersprächen überdies einander. Melanchthon sucht dann seine gefällten Urteile zu erweisen.

Mit diesen Publikationen trat Melanchthon öffentlich als „Vorkämpfer“ Luthers auf, wie vordem der in Leipzig abgethane Karlstadt. Übrigens setzten auch andere Junghumanisten ihre Federn in Bewegung für Luther. Seitdem Erasmus diesem, der ihn in einem schweifwedelnden Briefe gebeten hatte, ihn als sein „Brüderchen“ anzuerkennen, solcher Huld gewürdigt hatte, erblickten die Poeten in Luther, dessen „Mönchsgezänk“ sie vorher bespöttelt hatten, einen willkommenen Bundesgenossen. Ihren Zweck jedoch, Eck zu einer

Veröffentlichung über die Disputation zu provozieren, erreichten die beiden verbrüderten Kämpen nicht. Ärgerlich und höhnisch zugleich schreibt Luther im September an Emser in einer Schmähschrift, daß Eck, der „sehr tapfere Theologe", der in Leipzig Ausflüchte gesucht habe und gekrochen sei, auch „bis heute noch" schweige und andere Dinge herbeizerre, damit unterdes „diese Momente, durch die ihr euch in die Enge getrieben seht, in Vergessenheit geraten möchten" (Opp. lat. 30, 34).

Eck hatte in seiner Entgegnung gegen Melanchthon diesen einen Grammatisten genannt, der nicht der Mann sei, mit dem ein Theologe sich in theologische Disputationen einlassen könne. Darauf erwidert ihm Melanchthon, Eck möge dann wenigstens erlauben, daß das christliche Volk über Glaubensangelegenheiten sich ausspreche, und er zuweilen an theologischen Studien sich erbaue. „Es wäre wohl klüger, die kleinen (zu denen ich mich zähle) zum Bibellesen zu ermuntern, als sie mit hochtrabenden Reden abzuschrecken." Luther nahm in einem Briefe an Spalatin Bezug auf Ecks Geringschätzung: es sei ihm nichts lieber, als seinen Freund zum Mitkämpfer zu haben, dessen Urteil ihm mehr gelte, denn das von tausend Ecken. Und wenn seine Ansicht von der Melanchthons abweiche, so scheue er sich nicht, diesem „Schulmeister" nachzugeben.

Die Thesen, die bald darauf Melanchthon für seine Promotion zum theologischen Baccalaureus aufstellte, brachten ihm das Lob Luthers ein, er sei des Teufels und der Scholastiker mächtigster Feind. Melanchthon ging in denselben schon weiter als Luther, indem er nicht bloß behauptete, die Bibel stehe über den Konzilien, und außer ihren Lehren brauche der Christ nichts zu glauben, sondern auch, daß es keine Ketzerei sei, die Lehre von der Brotverwandlung nicht zu glauben.

Wenn wir die auf die Leipziger Disputation sich zurückbeziehenden Korrespondenzen und Veröffentlichungen Luthers und Melanchthons lesen, so erkennen wir bald deren Zwecke. Dem sächsischen Kurfürsten soll der Glaube beigebracht werden, als sei die Disputation das Resultat eines Komplotts zwischen Eck und der Leipziger Universität gewesen, das die Verunglimpfung und Herabsetzung der kurfürstlichen jungen Hochschule in Wittenberg beabsichtigt habe. Sodann sucht Luther Eck dazu zu bringen, sich öffentlich über die Disputation zu äußern, um dann ihm Vertragsbruch vorwerfen zu können. Ferner soll die neben der Pariser zum Schiedsrichter erwählte Erfurter Universität dazu gebracht werden, eine Urteilsabgabe zu unterlassen. Endlich, und das ist wohl der Hauptzweck, will man den Streit über die päpstliche Gewalt möglichst in die Öffentlichkeit bringen, um eine Handhabe zur Herabsetzung derselben zu gewinnen.

Uns interessiert hier nur die Stellung, welche Melanchthon in der Gefolgschaft Luthers den Universitäten gegenüber eingenommen hat.

In Erfurt blühte damals das sogenannte Königreich Eobans. Dieser, beständig mit den dringendsten Geldverlegenheiten kämpfende große Zecher vor dem Herrn und „christliche Ovid" war im Grunde nur ein geschickter Versemacher, doch aber der Ruhm der Universität. Litterarische Fehden jedoch liebte er nicht. Und da Mutian bald nach dem Erscheinen der „Briefe der Obskuranten" sich zurückzuziehen begann, so wandte sich und wallfahrtete die Poetenschaft Erfurts zu Erasmus und wandelte unter dem Einflusse desselben die Wege des Friedens. Seit 1517 herrschte an der Universität der Humanismus, der unter dem Rektorat des Jonas 1519 eine Reformation der Lektionsordnung durchsetzte. Der Gesinnungs- und Ordensgenosse Luthers, Johann Lange, wurde Lehrer der griechischen Sprache und empfing als solcher von Melanchthon einen Gratulationsbrief.

An ihn nun schrieb Luther im September 1519, er wundere sich, warum die Erfurter Universität mit dem Urteilsspruch über die Leipziger Universität zögere. Sie würde allerdings klüger thun, sich nicht in fremde Händel einzumischen. „Wir unterdessen kommen dem Urteil zuvor. Eck wirft in seinem Angriff mit Briefen, streut Triumphkronen aus. Das eine Leipzig hat reine Herodoten, Kritiker, Aristarche, Momen und derartige zahlreiche Frösche zu Tage gefördert. Das sonst immer stumm war, ist wegen der einen Disputation bellender geworden, als viele Scyllen. So sehr ängstigt sich der elende Neid, ob er durch Lärm den Sieg gegen uns feststellen könne. Die Wahrheit wird siegen" (De W. 1, 328). Ein Leipziger Student hatte eine Eck günstige Schrift über die Disputation veröffentlicht. Das war alles. Im Oktober schreibt Luther an Lange, die Leipziger prahlten, die Erfurter Universität habe ihr Urteil für Eck gegen Luther abgegeben. „Wenn das so ist, so möge es euch gut bekommen, daß die Eurigen ohne Grund in eine fremde Sache eingewickelt werden. Ich habe mir vorgenommen, sowohl in lateinischer als deutscher Sprache jenen Urteilsspruch, sobald er veröffentlicht sein wird, auf dem ganzen Erdkreise infam zu machen und werde dessen Bosheit oder Unwissenheit zum Schutze der Wahrheit öffentlich durchziehen" (De W. 1, 351).

Das friedliche Reich Eobans schwieg um so leichter, als die Jonas, Lange, Crotus bereits Anhänger der neuen Revolution waren und bereits anfingen, die biblischen Schriften im Sinne Luthers vor den Studenten zu traktieren.

Aber auch in dem von Luther weidlich geschmähten Leipzig hatte der Humanismus durch die Förderung seitens des „durch Gesinnung und Bildung ausgezeichneten" (Paulsen) Herzogs Georg derart an Boden gewonnen, daß Erasmus demselben im Jahre 1520 schrieb: „Unter deinem Schutz und durch deine Munificenz ist die Leipziger Universität, an welcher die alten Studien blühten, durch das Hinzutreten der Sprachen und schönen Wissenschaften nunmehr

so ausgestattet, daß sie kaum irgend einer nachsteht" (Opp. 3, 567). Der Engländer Crotus, der 1515—1517 als Professor der griechischen Sprache dort wirkte, sagt speciell von den Theologen, daß sie „so ohne jeden Hochmut seien, daß sie schon hoch in Jahren meine Vorlesungen zu besuchen sich nicht abhalten lassen, nach dem Beispiele Catos, der als Graukopf noch Griechisch lernte." Dungersheim und Emser, die von Luther verhöhnten Männer, hatten bei ihm Griechisch gelernt. Seit 1517 war Mosellanus Professor dieser Sprache, der 1519 den Augustin auslegte und die Reform der Universität im humanistischen Sinne durchführte, die barbarischen Übersetzungen des Aristoteles abthat und durch neue ersetzte und die scholastischen Kommentare beseitigte.

Um so auffallender erscheint der Haß Luthers und Melanchthons gegen diese doch ebenfalls humanistisch reformierte Universität.

Aber freilich die unbedeutende Schrift jenes Studenten Rubeus hatte die ganze Empfindlichkeit der großen Wittenberger Professoren erregt, die dieselbe in komischem Echauffement zum Feldgeschrei der ganzen Leipziger Universität hinaufschraubten. Ein von ihnen aufgekriegter Montanus mußte als „Wittenberger Nemo" eine grobe Gegenschrift leisten, welche auch den Cellarius, als Ignoranten, Prahler und Feind der besten Theologie angreift. Letzterer hatte nämlich das Verbrechen begangen, eine gänzlich unparteiische Darstellung der Leipziger Disputation in Form eines Briefes an den Basler Prediger Capito zu veröffentlichen, in welcher auf Melanchthons Brief über dieselbe als parteiische Darstellung angespielt wird. In einer Gegenschrift fertigte er dann den Wittenberger Nemo gebührend ab und protestierte gegen jene Unterstellung, welche die Thorheit des Rubeus der ganzen Leipziger Akademie aufbürde. Auch ein anderes unbedeutendes Machwerk, welches dem Briefe Melanchthons Weihrauch streut, weist er in gleicher Weise zurecht.

Vermehrt wurde der Haß der Wittenberger gegen Leipzig durch eine Schrift, welche der Hofprediger Herzogs Georg, Hieronymus Emser, in Form eines Briefes an den katholischen Priester Zock in Prag im August 1519 richtete. Mit feiner Ironie wird hier Luther gegen den seit der Leipziger Disputation rege gewordenen Verdacht, er konspiriere mit den Hussiten, in Schutz genommen. Der Zweck der Schrift war offenbar der, die Öffentlichkeit auf die wirklich vorhandene bislang unter der Decke des Geheimhaltens spielende Bundesgenossenschaft der Wittenberger mit jenen aufmerksam zu machen und zugleich Luther auf seine in Leipzig abgegebenen antihussitischen Erklärungen festzunageln. Die Wut der Wittenberger über diesen Schachzug Emsers ist erklärlich. Sie entlud sich in dem bekannten Pamphlet: „An den Emserschen Bock". In Luthers Phantasie figurierten nun, wie ein Brief desselben an den Erfurter Lange zeigt, die „äußerst unmusischen Musen" der Leipziger als „Hebamme Emsers",

als er hört, daß dieser eine Gegenschrift vorbereite. „Der Neid Leipzigs“ gegen die Wittenberger werde aber auch so nicht gesättigt. Doch mißfiel dem Kurfürsten der fortgesetzte Streit mit den Leipzigern, und Spalatin mußte dies dem Wittenberger bemerkbar machen. Luther suchte dann seinen Gönner mit der Versicherung zu beruhigen, er wolle dafür Sorge tragen, daß von Wittenberg aus nichts mehr gegen Leipzig veröffentlicht werde, kann sich indes nicht enthalten, die Leipziger für „verrückt“ zu erklären.

Diese Plänkeleien allein jedoch erklären den sich steigernden Haß der Wittenberger gegen Leipzig und alle alten Universitäten nicht. Obgleich nämlich Luther in dem Pamphlet gegen Emser der Pariser Hochschule noch in erklärlicher Tendenz ein Loblied singt, tritt doch sehr bald eine heftige Feindschaft der Wittenberger gegen die Universitäten überhaupt zu Tage.

Luther war nicht Humanist. Er hatte kaum ein Organ für die schönen Wissenschaften, so wenig als für die Philosophie. Den Aristoteles rühmt er sich zwar durch und durch zu kennen, beweist aber mit seinem bornierten Haß gegen diesen großen Philosophen, daß er unfähig war, denselben zu verstehen. Das Merkwürdigste ist, daß derselbe Mensch, der schwanzwedelnd noch im Jahre 1519 an Erasmus sich angedrängt hatte mit dem Ersuchen, ihn als „Brüderchen“ anzuerkennen, und der eben das von Hutten durch Melanchthons Vermittlung ihm angetragene Bündnis der Poeten (Junghumanisten) angenommen hatte, alsbald das Signal zur Zerstörung der doch humanistisch reformierten Universitäten giebt und dabei von Melanchthon eifrigst unterstützt wird. Und dieser, der noch in seiner Antrittsrede den Aristoteles im Urtext herauszugeben beabsichtigte, erscheint nun mit einem Male als eben so wütender Feind desselben, wie sein nunmehriger Herr und Meister Luther. Im Februar 1520 ließ er eine Rede drucken, in welcher die Philosophie selbst verworfen wird als heidnischer Greuel, als ein altes Weib, das nach Griechenland stinke (C. R. 11, 34—41).

„Die Universitätsrevolution ging über in die Kirchenrevolution“ (Paulsen).

Und eine neue Überraschung — der ganze Chor der Poeten „stellt sich dem Mönch, auf dessen Gezänk er noch eben verächtlich herabgeblickt hatte, zur Verfügung, begann in seiner Tonart zu schreiben“ und mit Bibelworten statt mit Citaten aus den Klassikern um sich zu werfen.

Aber auch der Wittenberger Revolutionär, der sich plötzlich an die Spitze der neuen Revolution hinaufgeschäumt sah, nahm von Hutten und Konsorten an. „Erst jetzt wurde die lutherische Sache, welche in der That als Mönchsgezänk begann und die ersten Jahre hindurch wiederholt als solches gestillt zu werden den Anschein hatte, zu jener ungeheuren Revolutionsbewegung, welche die Pforten der

Kirche aus den Angeln hob“ (Paulsen). Eck scheint diese Sachlage geahnt zu haben. Auch Herzog Georg. Zunächst freilich fürchteten sie, und mit Recht, daß, wenn die zu Schiedsrichtern erwählten Universitäten fort und fort mit ihrem Spruche zögerten, dies bei dem unparteiischen Publikum die Meinung hervorrufen mußte, als sei dies Schweigen eine stillschweigende Zustimmung zu der begonnenen und gleich einer Lawine anschwellenden verbündeten junghumanistischen und lutherischen Agitation. Das glich einer Niederlage Ecks. Aber auch der Sache, die er vertrat. Der Herzog sowohl als Eck bemühten sich vergeblich, einen Entscheid herbeizuführen. Interessant ist die Äußerung des letzteren in einem Briefe an Hochstraten, der diesen bittet, auf die Pariser Universität einzuwirken. „Denn es ist ganz gewiß, daß der Schwarm der Grammatisten diese Irrtümer in die Kirche einführt. Wenn der Papst auf königlichem Wege längst vorgegangen wäre und nicht auf die von den Grammaticellen zweimal in Scene gesetzte Verspottung unserer Sache gehorcht hätte, so würde es jetzt nicht so stehen, daß sie mit ihrem Gemurr Attentate auf seinen Kopf richteten.“

Im Dezember 1519 konnte Luther seinem Freunde Lange in Erfurt seine Befriedigung darüber ausdrücken, daß die Erfurter Universität die Fällung eines Urteilsspruches ablehnte. Auch die Pariser Fakultät hüllte sich noch immer in Schweigen. Dies veranlaßte Eck zur Veröffentlichung einer „Reinigungsschrift“ gegen die Anklagen Luthers, der bald auch eine zweite folgte, welche gegen das Pamphlet Luthers wider Emser sich wendet. Doch verhallten diese Schriften in dem Lärm, mit welchem die von den Poeten besorgten Veröffentlichungen über den Sieg Luthers über Eck die litterarische Welt erfüllten.

Inzwischen war ein Abgesandter der Hussiten in Wittenberg gewesen. Luther meldet das im Oktober dem Spalatin und bemerkt, daß sie mit demselben alles abgemacht hätten; Melanchthon habe ihm einen Brief diktiert im Beisein aller; die bisher von ihrer Seite geschehenen Veröffentlichungen seien ihm nach Böhmen mitgegeben (De W. 1, 350).

Die Parteinahme der Poeten für Luther gegen Eck hatte wohl ihren hauptsächlichsten Grund in der anfänglichen Parteinahme des Erasmus für ihn. Schon im Oktober 1518 hatte dieser an Lange geschrieben, allen Gutgesinnten müßten die Sätze Luthers gefallen. Den Brief Luthers, der ihn um Anerkennung bat, hatte er wohlwollend erwidert. Dem sächsischen Kurfürsten hatte er in einer Weise über sein neues „Brüderchen“ geschrieben, daß dieser darüber voll Freude äußert: „Der Erasmische Brief gefällt mir und den Unsrigen außerordentlich; nur hätte ich nicht gewünscht, daß mein Name in demselben nicht bloß genannt, sondern auch besungen wird, zumal von einem so großen Manne“ (De W. 1, 277).

Auch den Kardinal Albrecht von Mainz versichert ein Brief des Erasmus, daß er von allen Seiten Gutes über Luther höre, daß es unrecht sei, einen so rechtschaffenen Mann vor dem urteilslosen Volke zu verunglimpfen. Die herrschende Theologie und die zu Tage liegenden Mißbräuche böten Anlaß zu gerechtfertigten Angriffen. Letzteren Brief hatte Erasmus dem mit dem Mainzer Hofe in Verbindung stehenden Hutten anvertraut, dieser aber nichts Eiligeres zu thun gehabt, als denselben nicht bloß den Wittenbergern mitzuteilen, sondern auch durch Druck zu veröffentlichen.

Hatten schon seit den Tagen von Augsburg die junghumanistischen Litteratenklubs Sympathien für Luther an den Tag gelegt, so traten sie seit Leipzig zunächst in anonymen Pasquillen für ihn auf. Der Nürnberger Ratsherr Spengler publizierte eine „Schutzred' eines ehrbaren Liebhabers göttlicher Wahrheit heiliger Schrift". Dann erschien (Dezember 1519) die „Antwort der ungelehrten Kanoniker an Eck"; im Anfange des folgenden Jahres der „Eccius dedolatus" (der abgehobelte Eck), verfaßt hauptsächlich von dem Nürnberger, Pirkheimer. „Du siehst," triumphiert Luther in einem Briefe vom 2. März 1520 an Spalatin, „daß die Leipziger und Eck jetzt andere Kölner und Hochstraten sein werden."

Den Vermittler des Bündnisses zwischen den vereinigten Poeten und Rittern einer-, Luther andererseits gab Melanchthon ab. An diesen wandte sich Hutten, welcher verstanden hatte, der Ritterschaft, welche unter Sickingens Führung und mit Hilfe Karls V. und Ferdinands, auf die sie rechneten, das Landesfürstentum brechen wollte, auch die Tendenz auf kirchliche Revolution einzuflößen, auf Losreißung Deutschlands vom römischen Stuhle. Dem Bestreben Luthers nach einem Bündnis mit den Humanisten, auf welches Reuchlin gar nicht, Erasmus nur halb eingegangen waren, kam seit dem Herbste 1519 Hutten mit steigendem Eifer entgegen und wußte auch Sickingen dafür zu gewinnen. Ihr Plan war augenscheinlich der, den Wittenberger Demagogen aus dem kurfürstlichen Schutz wegzulocken und auf einer der Burgen Sickingens in ihre Gewalt zu bringen. So erklären sich die wiederholten dringenden Einladungen Huttens, Sickingens und anderer Ritter an Luther, zu ihnen zu kommen, ihre Versprechungen ausreichenden Schutzes, so die Versuche, seine bekannte Sorge um Sicherheit der eigenen Haut durch die Gespenster von Nachstellungen in Schrecken zu setzen, denen er in Wittenberg ausgesetzt sei. Melanchthon war hierin ihr Verbündeter. Hatte Crotus von Rom aus Luther schon früher vor Gift und Dolch, die gegen ihn aufgeboten würden, in Schrecken gesetzt, so ängstete ihn im Dezember 1519 Melanchthon mit der Ente, daß die meißnischen Priester beschlossen hätten, ihn zu meucheln sei keine Sünde. Hutten warnte ihn ebenfalls vor Gift. Luthers aufgeregte Phantasie nahm diese Schrecknisse mit rührender Gläubigkeit auf; am komischsten wirkt

die Ernsthaftigkeit, mit welcher er vor einem Mediziner bangt, der „sich durch magische Kunst nach Belieben unsichtbar machen kann und Befehl erhalten hat, auch den Luther zu meucheln“ (De W. 1, 441).

In den Pamphleten, die er mit einer Veröffentlichung der sogenannten Epitome des Silvester, vielleicht eines aus junghumanistischer Feder geflossenen Falsifikats, und mit derjenigen eines Traktats des Nannus verband, sagte sich Luther bereits im Sommer 1520 von der römischen Kirche öffentlich los. Melanchthon sekundierte seinem nunmehrigen Meister unbekümmert um einen Brief des Erasmus, in welchem dieser versucht hatte, die Wittenberger zur Mäßigung zu bewegen (v. 6. Juli 1520). Gegen den Dominikaner Cyprian, welcher in Silvesters Auftrage schon früher als dieser gegen Luther geschrieben, verteidigte er letzteren, weil derselbe das Evangelium ans Licht gebracht habe. Nicht Luther sei der Störenfried, der den Kampf begonnen, der Empörung in Kirche und Reich gepredigt habe, sondern seine Gegner, welche die Wahrheit mit Gewalt unterdrücken wollten. Luther wolle nur das Vaterland von der römischen Tyrannei befreien; aber nicht mit Gewalt, nur mit dem Wort kämpfe er. Aber der deutschen Fürsten Sache sei es, das Evangelium zu schützen. Die Fürsten, Kaiser und Reich, und alle christlichen Könige hatte eben Luther in jenen Pamphleten aufgerufen, den römischen Stuhl mit Waffengewalt anzugreifen, den Papst und seine Kurie zu ermorden und „waschen wir unsere Hände in ihrem Blut“. Die Sache sei „nicht mehr mit Worten, sondern mit Eisen zu entscheiden“.

Im Juni 1520 kündigte Luther seinem Helfer am kurfürstlichen Hofe, Spalatin, seine Absicht an, an den Kaiser und den Adel eine Flugschrift „gegen die Tyrannei und Schlechtigkeit der römischen Kurie“ zu veröffentlichen (De W. 1, 453). Wie ein gleichzeitiger Brief Melanchthons an Haß zeigt (C. R. 1, 201), gaben die Wittenberger sich damals derselben Illusion hin, wie Hutten und Sickingen, daß ersterer bei dem jungen König Karl V. Erfolg haben und „der Freiheit den Weg bahnen werde durch die größten Fürsten“. Luther bildete sich offenbar ein, daß sein Revolutionsprogramm, die bekannte Schrift an den Adel, auf die genannten Fürsten einen gewaltigen Eindruck machen und die diplomatische Aktion Huttens unterstützen werde. Obgleich er selbst gewiß nie daran gedacht hat, die Herrscherstellung in Wittenberg mit der Abhängigkeit in einem adeligen Kastell zu vertauschen, so war doch diese Schrift die Frucht des neuen Bündnisses und das Revolutionsprogramm desselben. Melanchthon bezeugt (C. R. 1, 211), daß Sickingen und Hutten, auf die er und Luther große Stücke hielten, letzteren zu der Schrift veranlaßt haben.

Der 25. Artikel dieses Programms kehrt sich gegen die bestehenden Universitäten. Und da ist es „überraschend, zu sehen, wie Melanchthon auf Luthers Ton einging“ (Paulsen). Luther hatte damals bereits die Entdeckung gemacht, daß „der Papst ganz die

Lüge selbst ist und der Sohn des Lügenteufels", „der Mensch der Sünde und Sohn des Verderbens" (im Nachwort zu der Schrift des Nannus, Opp. lat. 28, 100—121), er nennt ihn bereits „den römischen Antichrist" (De W. 1, 380, 420 u. a.) und hat schon den Entschluß veröffentlicht (gegen Silvester), daß „ich von der römischen Kirche mich lossage und dieselbe nebst Papst und Kardinälen verneine als den an heiliger Stätte stehenden Greuel" (Opp. lat. 28, 79—81). In dem erwähnten ersten seiner Revolutionsprogramme „An den Adel" nennt er die päpstliche Gewalt die des Antichrists und beweist in seiner Weise, daß der Papst deshalb der Antichrist sei, weil er sich die Macht beilege und ausübe, Sünden zu machen, wo keine sind. Schon das eine „Stück", daß die päpstlichen Legaten für Geld Eide, Gelübde, Bündnisse auflösen kraft päpstlicher Vollmacht (und umgekehrt unter Todsünde etwas aufzulegen), beweise, „daß der Papst der richtige Antichrist" sei.

Wie nun alles, was das Papsttum eingerichtet hat, nur darauf sein Absehen hat, Sünden zu machen und Irrtum zu verbreiten, so auch die Universitäten. Der Teufel selbst hat sie und das Studieren gegründet. Es regiere in ihnen nur der blinde heidnische Meister Aristoteles, dieser „verdammte, hochmütige, schalkhaftige Heide". Alle Schriften desselben müssen abgethan werden.

In dieselbe Trompete stößt jetzt auch Melanchthon. Im Jahre 1520 giebt er die Wolken des Aristophanes heraus gegen die „Philosophaster." Zu diesen gehört Aristoteles und die griechischen Philosophen, versichert er in dem Dedikationsbriefe (C. R. I, 273 ff.), und er publiziere die Wolken eben zu dem Zwecke, damit die Studenten sähen, daß die Griechen selbst ihre Philosophen für nichts Besseres gehalten hätten. Noch schärfer und ausführlicher verdammt er den Aristoteles in einer Verteidigungsschrift für Luther gegen Emser, die er im Februar 1521 unter dem Namen Didymus Faventius veröffentlichte (C. R. I, 286 ff.). Nichts als Phrasenungeheuer enthalte die Physik des Aristoteles, die nur Stoff zum Schwatzen geben, und sei voller Widersprüche gegen die Bibel. Die Metaphysik sei doppelt so arg. Aristoteles sei ebensosehr ein Atheist, als die Stoiker und Epikuräer. Und unter Führung dieses Atheisten wollten die „Theologaster" den Himmel stürmen. „Ich klage nicht sowohl die Barbarei der Theologaster jetzt an, als vielmehr jene Weisheit selbst, mit der ihr die Christen von der Bibel zur Vernunft abgezogen habt. Geh' nun, Bock, und leugne, daß die Schulphilosophie Götzendienst sei." Dann kommt des Aristoteles Ethik an die Reihe. Diese Disciplin lehre überall das Gegenteil von der Wahrheit und rechne die scheußlichste Pest zu den Tugenden. Durch die aristotelische Philosophie sei die Kirche derart prostituiert, daß man mit sodomitischen Lastern zu kämpfen habe. Daher seien die vom Teufel selbst gestifteten Universitäten das Gottloseste und Verderblichste, was

je aufgebracht sei. Wie die Juden dem Moloch Jünglinge geopfert hätten, so opferten die Universitäten die studierende Jugend heidnischen Götzenbildern.

Nach Schluß des Wormser Reichstages 1521 erhielt der päpstliche Legat Aleander in Worms eine Schrift der Sorbonne: „Determinatio Theologiae Facultatis Parisiensis super doctrina lutheriana hactenus per eam visa.“ Dies Urteil der Pariser Fakultät greift einige Sätze aus der Schrift Luthers „von der babylonischen Gefangenschaft“ und aus anderen Publikationen heraus, aber mit Übergehung seines Artikels über das Papsttum, und verdammt dieselben als unchristliche Erneuerungen alter Ketzereien. Aleander ließ das Urteil in Worms drucken. Sobald es veröffentlicht war, schrieb Melanchthon seine „Adversus furiosum Parisiensium Theologastiorum Decretum pro Luthero Apologia“ (Opp. lat. 32, 58 ff.). Er versucht in dieser „Verteidigung“ die Übereinstimmung Luthers mit den Kirchenvätern und den Konzilien nachzuweisen, beschuldigt die Sorbonne der Ketzerei und glaubt ihre „Unwissenheit und Gottlosigkeit“ aufgedeckt zu haben.

„Es ficht die Christen wenig an,“ erklärt er zum Schluß, „wenn ihr sagt: wir sind Magistri! wir sind Pariser! wir sind die Sorbonne! wir sind die Mutter aller Schulen! das sind lauter eitle Namen; Deutschland wird hinfort taub gegen dieselben sein.“ Luther fand zwar seines „lieben Philipp“ Antwort „meisterlich“, doch aber, daß derselbe „die groben Pariser Esel noch zu sanft angerührt“ habe. Er schreibt ihm von der Wartburg aus, er wolle die „Apologie gegen die Pariser Esel nebst ihrer Verrückheit“ in Deutsche übersetzen mit Anmerkungen. Doch unterließ er die Übersetzung und veröffentlichte selbst eine Übersetzung des Pariser Dekrets mit Vor- und Nachwort und später eine fingierte Gegenschrift der Pariser gegen Melanchthons „Apologie“, welche von faden Witzen und giftigen Spöttereien strotzte.

Im Dezember 1520 hatten Luther und in seiner Gefolgschaft Melanchthon durch die öffentliche Verbrennung der Bannbulle ihren Bruch mit der Kirche vollendet.

3. Isolierung in Wittenberg. Verfall und Reorganisation der Universität.

Huttens zuversichtliche Reise an den Hof der habsburgischen Brüder war erfolglos geblieben. Die Verbündeten, Adel und Wittenberger, sahen ihre Hoffnungen in dem Nebel zerrinnen, aus welchem sie nie herausgekommen waren.

Aber auch Sickingen, der den Wormser Reichstag förmlich in Blokade gehalten hatte, ja auch Hutten, der dem Wittenberger Propheten noch eben so kräftig mit Ausfällen gegen die Bannbulle, mit Hetzschriften fürs Volk und gewaltigen Prahlereien von dem sich

vorbereitendem Sturme zu Seite gewesen war — beide waren noch während des Reichstages durch kaiserliches Gold zahm gemacht worden. Der absonderliche Sturm, den Luther mit Zuversicht geweissagt, den er mit seinen Revolutionsprogrammen „An den Adel“, „Von der babylonischen Gefangenschaft“, „Wider die Messe“ eingeläutet hatte, war wie ein Phantom in nichts zergangen. „Keiner ist da,“ klagte Luther im Mai 1520 seinem Philipp, „der sich als Mauer für das Haus Israel aufstellte. Laß uns also gemeinsam die Last tragen; wir allein stehen noch kampfbereit. Nach mir werden sie auch dich suchen“ (De W. 2, 2).

Während Luther auf der Wartburg dank kurfürstlicher Fürsorge gegen etwaige Ausführungsversuche der Reichsacht ein Versteck gefunden hatte, sah sich Melanchthon in Wittenberg bald in der verdrießlichen Situation eines im Winde schwankenden haltlosen Rohrs. Erasmus hatte im Juli 1520 in einem Briefe an Spalatin (Böcking, Hutten 1, 362) die Pamphletistik Luthers und dessen Haß gegen Philosophie und Universitäten beklagt. Die Sache würde ohne diese „Beimischung seiner Leidenschaft“ einen besseren Fortgang haben. „Jetzt drückt er auch die schönen Wissenschaften nieder durch den uns verderblichen, ihm selbst unfruchtbaren Haß. Und es ist Gefahr, daß die öffentliche Verderbnis der Sitten wie eine in Bewegung gesetzte Pest mehr und mehr sich befestigt.“ Aber damals hatte auch Melanchthon, ganz im Banne der Leidenschaft Luthers, diese Warnung gänzlich überhört. Wir sehen ihn als eben so leidenschaftlichen Totengräber am Grabe des Humanismus beschäftigt als Luther. Es erscheint wie eine Ironie des Schicksals, daß dieselbe Erfurter Universität, die mit Crotus an der Spitze, den zum Wormser Reichstage durchreisenden Luther feierlich empfangen und mit Eoban zu reden, seinen Einzug als den Einzug der Musen gepriesen hatte (6. April 1521) und als „einzige unter allen deutschen Universitäten“ (Paulsen) der lutherschen Revolution zugefallen war, daß diese Universität infolge des „Pfaffenstürmens“, welches schon am Tage nach Luthers Abzuge begann und sich dann öfter wiederholte, schon am Ende des folgenden Jahres (1522) von den Studenten und von fast sämtlichen humanistischen Lehrern verlassen war. Die aus den Klöstern entlaufenen Mönche füllten als Prädikanten die Kanzeln und „donnerten gegen die Wissenschaften und die gelehrten Grade“. Eoban sah sich von Luthers Gesinnungsgenossen Lange, auch einem apostasierten Mönche, als Beschützer der „Sophisten“ denunziert, dem Hunger preisgegeben, zu Bettelbriefen genötigt und erfüllte die Welt mit Klagen über die noch ärgere Barbarei der neuen Theologie.

Melanchthon mußte es ansehen, wie einer seiner früheren humanistischen Gesinnungsgenossen nach dem anderen dem mit so viel Lärm geschlossenen Bündnisse mit Luther den Rücken kehrte, als sie erkannten, auf welchen Umsturz Luthers Agitation hinausging. Mutian,

der Luther als den Wittenberger „Morgenstern“ begrüßt hatte, erkannte jetzt in ihm den „Anstifter unseliger Verwüstung“ und klagte über den „unerträglichen Dünkel“ der Neuerer. Crotus, der das Bündnis hauptsächlich hatte fördern helfen, fand jetzt, daß die Angriffe Luthers auf die Kirche ein „Verbrechen“ seien. Zasius, der in Luther einen „Engel“ erblickt hatte, beklagte jetzt, daß Melanchthon „seinen edlen Geist zur Verteidigung der lutherischen Irrtümer mißbrauche“.

Melanchthons Ausfälle gegen die aristotelische Philosophie waren im Grunde Phrasen gewesen, welche die lutherische Leidenschaft, die ihn wie eine ansteckende Krankheit ergriffen zu haben scheint, ihm diktiert hatte, ohne daß er innerlich von der Wahrheit seines Verdammungsurteils überzeugt gewesen wäre. Alsbald begann er sich in Wittenberg isoliert zu füllen. „Es ist nur allzuwahr,“ antwortet er schon am 22. Juli 1522 dem Eoban auf dessen Klagen, „daß die Poesie von der Jugend vernachlässigt wird; das bedeutet, wenn mich nicht alles täuscht, den bevorstehenden Verfall der Litteratur und Wissenschaft; wir werden ein Geschlecht hinter uns lassen, welches unwissender ist als das des Scotus.“

Melanchthon sollte bald erschrecken über die Saat, die er selbst mit hatte säen helfen, als dieselbe in Wittenberg in die Halme schoß. Er war es noch vor Luther gewesen, der in einem Gutachten die Meinung, daß das Mönchstum ein Fortschritt in der christlichen Vollkommenheit sei, als falsch bezeichnet hatte. Wenn er auch mit der Behauptung, daß Keuschheit, Armut und Gehorsam auch außerhalb des Mönchstandes geübt werden könnten, recht hat, so war jenes Gutachten doch mit eine Ursache geworden des stürmischen und eigenmächtigen Auslaufens der Mönche aus den Klöstern, welches nun begann. Das eigenmächtige Brechen des Cölibats seitens der Priester beförderte ebenfalls ein Melanchthonsches Gutachten. Und seine Thesen über die Messe, welche die Abschaffung der Seelen-, Kauf- und Stillmessen als eingeschlichener Mißbräuche gefordert hatten, waren nicht weniger als die lutherischen Revolutionsprogramme Ursache der in Wittenberg nach dem Vorgange Erfurts jetzt ausbrechenden Unruhen. Im Oktober 1521 schafften die Augustiner die Messe ab. Als Karlstadt der Eigenmächtigkeit wehren und die Sache vor die Obrigkeit und die Gemeinde bringen wollte, trat ihm Melanchthon entgegen mit der Erklärung, die Mönche seien im Recht; die Obrigkeit gehe das nichts an. Wer die Hand an den Pflug gelegt habe, der dürfe nicht rückwärts schauen. Wenige Wochen später machten die Studenten einen Auflauf und vertrieben die Priester mit Steinen von den Altären.

Die Zwickauer Propheten, welche Ende des Jahres auch in Wittenberg ihr Evangelium von der Gemeinsamkeit aller Güter predigten, machten auf Melanchthon den Eindruck beachtenswerter

Geister. Er nahm sogar einen derselben in sein Haus und übergab ihm den Unterricht von Kindern. Schließlich, im Januar 1522, vereinigten sich Karlstadt und der Prophet Zwilling zu einem Bildersturm, der die Altäre, Kreuze und Heiligenbilder zertrümmerte. Dann wurde von ihnen ein Kreuzzug gegen die Universitäten und alle gelehrte Bildung gepredigt, infolgedessen die Universitüt rasch verödete, indem die Eltern ihre Söhne, wie vorher aus Erfurt, auch aus Wittenberg fortriefen.

In einem Gutachten hatte Melanchthon sich mit dem neuen Umsturz abzufinden gesucht, indem er eine neue Form der Messe einrichtete, der alle „papistischen Mißbräuche" fehlten, deutsch gesungen und der Kelch jedem, der ihn begehrte, gereicht wurde. Als aber der Kreuzzug Karlstadts begann, geriet er in Angst und beantragte bei Hofe, daß Luther erlaubt werde, nach Wittenberg zu kommen. Mit diesem war die Rückkehr dorthin längst abgekartet. Er kam und donnerte einige Tage gegen das „vom Teufel" durch Karlstadt und die Zwickauer ihm „angerichtete Spiel", weil sie es „ohne mein Geheiß und Zuthun" angefangen hätten, obwohl er anfangs (im November) die Excesse der Studenten Spalatin gegenüber in Schutz genommen und bei einem früheren heimlichen Besuche in Wittenberg zu dem Beginn der Umwälzung sein Placet gegeben hatte. Auch eine Ermahnung, sich vor Aufruhr zu hüten, ließ er vom Stapel. Das Ganze war ein zwischen Luther und Melanchthon abgemachter Schachzug, um Karlstadt, den unangenehm gewordenen Rivalen im Reformieren, aus dem Sattel und Wittenberg hinauszuwerfen, und um Luther selbst sowohl beim Kurfürsten, als bei dem damaligen, der lutherischen Umwälzung günstigen Reichsregiment als den unentbehrlichen Hersteller der Ordnung zu empfehlen. Im übrigen aber warteten die Wittenberger damals auf das endliche Losbrechen der Sickingens Erhebung gegen das Landesfürstentum, die schon so lange geplant und immer noch nicht zur Ausführung gekommen war.

Für Melanchthon begann mit Luthers Rückkehr nach Wittenberg eine Zeit des Zwanges, die ihm manchen Seufzer auspreßte. Luther ging darauf aus, die „grammatischen Vorlesungen" zu beseitigen und seinen Philipp immer mehr in das Joch eines theologischen Collaborators einzuzwängen. In diesem Sinne bearbeitete er den bei Hofe allmächtigen Spalatin. Es sei Überfluß an Philologen, die gerade so gut wie Philipp „Grammatik" lehren könnten und seinetwegen müßig zu sein gezwungen seien. Und unwürdig sei es, daß Melanchthon für seine philologischen Vorlesungen hundert Goldgulden verdiene, während er unterdessen zwei theologische Lektionen von unschätzbarem Werte lese. Dieser Druck hatte indes zur Folge, daß in Melanchthon die alte Liebe für das Sprachstudium um so mehr wieder erwachte, je mehr er seine Freiheit beschränkt sah und den Zwang fühlte, der ihn in die Theologie einspannen wollte.

Er wehrte sich gegen diesen Zwang. Nur durch Zufall sei er in die Theologie hineingeraten, reagierte er bei Spalatin. Nun sitze er schon mehr als zwei Jahre auf diesem Riffe fest. Er wünsche davon loszukommen; einmal, weil er nicht dafür tauge; sodann, weil die Jugend mit Theologie geradezu überschüttet werde. Er sei ja auch gar nicht für Theologie nach Wittenberg berufen, sondern zur Wiederherstellung der jetzt vergessenen schönen Wissenschaften. Viel half ihm diese Vorstellung nicht. Er suchte zwar im folgenden Jahre die Studenten zum Studium der Klassiker zu ermuntern; er stellte ihnen vor, daß aus den Sprachstudien die Theologie Nutzen ziehe, wenn es auch Leute jetzt gebe, die das leugneten. Aber dies sei ein Irrtum, der sich wie durch Ansteckung verbreite und es dahin gebracht habe, daß die meisten jetzt die Sprachstudien verachteten, um nicht den Schein gewaltiger Theologen zu verlieren. Die Zungen müsse man solchen Leuten ausschneiden, welche von den klassischen Studien abmahnten. Doch seine Bemühungen blieben erfolglos. Während früher die ganze Universität sich zu seinen griechischen Vorlesungen drängte, hatte er 1524 bei der Vorlesung über Demosthenes nur vier Zuhörer. Luther aber schwindelte im März 1524 in einer Eingabe an den Fürsten, in welcher er die Abänderung der Vocation Melanchthons in eine solche für theologische Vorlesungen verlangt, demselben vor, daß viele junge Leute vorhanden wären, „die gräkische Lektion ausbündig wohl verstehen." Er verlangt geradezu, der Kurfürst möge, weil es nicht fein sei, daß Melanchthon „immer mit der kindischen Lektion umgehe und eine bessere unterlasse", demselben „mit Ernst einbinden", mit Fleiß theologische Vorlesungen zu halten. Im folgenden Jahre setzte er es wirklich durch, daß jenem trotz seines Protestes eine theologische Lektion aufgenötigt wurde. Freilich verdoppelte man nun auch seinen Gehalt.

Doch vermochte ihm dieser den Zwang nicht zu versüßen. Er lebe wie in einer Wüste, schrieb er im Jahre 1524 an Camerarius, habe fast gar keinen Umgang, als nur den geschäftlichen „mit beschränkten Geistern", an denen er nicht das mindeste Gefallen finde. Er sitze zu Hause, wie ein lahmer Schuster. Er habe keinen Gleichgesinnten. „Es sind nur Wolfsfreundschaften voll Sorge und Mühseligkeit."

Der vereinsamte Gelehrte suchte nun zugleich einen Trost und ein Mittel zur Hebung des klassischen Studiums in Errichtung einer Privatschule im eigenen Hause. Er nahm die Knaben an seinen Tisch. Wer den besten lateinischen Aufsatz oder Gedicht gemacht hatte, saß obenan, bekam auch wohl einen Kranz. Lateinische Komödien wurden aufgeführt. Durch Freundlichkeit wußte er die Knaben an sich zu fesseln. Diese anspruchslose und zweifellos löbliche Sache, bemerkt Paulsen, „ist von panegyrischen Darstellungen als Beweis einer seltenen Aufopferungsfähigkeit ausgemalt worden:

daß sich der weltberühmte Kirchenreformator zum Unterrichte von Knaben herabgelassen habe. Es ist dabei übersehen, daß der Universitätsunterricht, den Melanchthon erteilte, größtenteils auch Knabenunterricht war, und daß dem 25jährigen Magister Pensionäre einen erwünschten Zuwachs zu seinem damals noch knappen Einkommen brachten." Bekanntlich hatte Luther ihn verheiratet.

Die Studenten suchte er für das Studium der Sprachen zu gewinnen durch Übungen, bei denen Vorträge oder Disputationen gehalten und Preise verteilt wurden. Wortschwall und Redeschmuck waren dabei verpönt, klares Denken und Reden sollte den Studiosen beigebracht werden. Doch gelang es ihm nicht, die Teilnahmlosigkeit der Studenten gegen das klassische Studium, besonders gegen das Griechische, zu überwinden. Die Ankündigungen seiner Vorlesungen wiederholen die Klagen darüber. Die Frequenz der Universität sank überhaupt bis 1527 mit jedem Jahre. In den folgenden Jahren, bis 1529, wurde Melanchthon selbst den Vorlesungen durch die ihm aufgebürdeten Kirchenvisitationen und durch Religionsverhandlungen entzogen. Erst in den dreißiger Jahren kam die Universität wieder zu einem gesicherten Bestande, und gelang es Melanchthon, die so viele Jahre vergebens angestrengte Reform endlich durchzuführen. Aber selbst in diesen Jahren wiederholen sich die Klagen über jene Teilnahmlosigkeit der Studenten. Der Anschlag einer Vorlesung über Homer im Jahre 1531 sagt: Homer soll ein Bettler gewesen sein, auch heute geht er betteln nach Zuhörern, so groß ist die Verachtung desselben. Im Jahre 1533 hatte er die zweite olynthische Rede des Demosthenes angekündigt. Er habe gehofft, durch deren Schönheit Zuhörer zu gewinnen. „Aber taub ist das Zeitalter für solche Autoren. Kaum einige Zuhörer hielten aus, und diese nicht um des Griechischen, sondern um meinetwillen." Zur Ankündigung von Sophokles Antigone 1534 fügt er hinzu: „eine Ermahnung mag ich nicht anknüpfen, denn an diesen Barbarengemütern wäre sie doch vergeblich."

Die neue Organisation der Wittenberger Universität erfolgte erst in den dreißiger Jahren, nachdem der von Luther durch das Pamphlet gegen die Bischöfe eingeläutete und in Briefen wiederholt signalisierte große Schlag Sickingens gegen die Fürstenmacht mit dessen Niederlage geendet, und der gleichfalls von Luther signalisierte und geschürte, dann rechtzeitig im Stiche gelassene Bauernaufstand durch die Fürsten niedergeschlagen war. Die Wittenberger, die sich stets rechtzeitig aus den Affairen herauszuziehen verstanden und mit den Ratten die sinkenden Schiffe verlassen hatten, empfahlen sich den Siegern nicht nur durch um so härtere und brutale Strenge gegen die Besiegten fordernde Gutachten, sondern auch und wohl noch mehr durch das Programm von Sonderkirchen, in denen der betreffende Landesfürst als absoluter Cäsaropapa das Recht habe, allen Unter-

thanen die von ihm beliebte, d. h. die lutherische Religion und Konfession mit Gewalt aufzuzwingen und zu maßregeln, wer eine andere Meinung zu haben sich erdreistete.

Dieser Etablierung des sogenannten Landeskirchentums folgte alsbald die Neuorganisation, teilweise Neugründung protestantischer Universitäten. Ihr Schöpfer ist Melanchthon.

Voran ging der Neuordnung der Wittenberger Universität die ebenfalls von Melanchthon herrührende kursächsische Schulordnung. Diese war ein Teil des im Jahre 1528 verfaßten „Unterricht der Visitatoren im Kurfürstentume zu Sachsen".

Die sogenannten Visitationen sollten überall die Reste katholischen Kirchentums vertilgen und das neue Landeskirchentum einführen. Melanchthon mußte im Sommer 1527 dieselben beginnen und visitierte mit einigen Theologen und Adligen fünf Wochen lang Thüringen.

„Das alte Schulwesen war mit der alten Kirche untergegangen." Statt ihrer nahm der Staat das Schulwesen iü die Hand, der Anweisung Luthers in der Schrift an die Ratsherren der deutschen Städte (1524) im großen und ganzen folgend. Das Neue, welches der aus einem alles zerstörenden Revolutionär nunmehr über Nacht in den Wortführer der Staatsomnipotenz verwandelte Prophet der Obrigkeiten unter den Fuß giebt, ist der Schulzwang. Kann die Obrigkeit ihre Unterthanen zwingen, Soldat zu werden, so kann sie dieselben auch zwingen, ihre Kinder in die zu errichtenden Staatsschulen zu schicken. Er empfiehlt zugleich Nachahmung des Türken, der jedes Kind aushebe und ziehe, wozu er wolle.

Die ersten protestantischen Schulen wurden in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre von einzelnen Städten, Magdeburg (1524), Eisleben (1525), Nürnberg (1526) gegründet. Von Melanchthon dürfte der Schulplan der Eislebener Schule herrühren; er ist ungefähr derselbe, wie der der früheren humanistischen Schulen, nur mit dem Unterschiede, daß als Lehrbuch der Rhetorik und Dialektik die Schrift des Erasmus De duplici copia, und als Lehrbuch des Griechischen eine Grammatik von Oekolampad eingeführt worden. Auch die Nürnberger Schule wurde von Melanchthon eröffnet. Camerarius und Eoban erhielten an ihr Anstellungen. Auch Mathematik wurde eingeführt. Doch beide Schulen fristeten nur ein kümmerliches Dasein. Ein Konvikt allein könne der Nürnberger Schule aufhelfen, erklärte Camerarius. 1529 kam es zu einem solchen. Erasmus, der 1528 an Pirkheimer geschrieben: „Wo immer das Luthertum herrscht, da sind die Wissenschaften zu Grunde gegangen," höhnte, bei den Lutherischen müsse man nicht bloß den Professoren, sondern auch den Schülern Gehalte geben. „Im Jahre 1533 verließ Eoban, 1525 Camerarius die hoffnungslos gewordene Schule" (Paulsen).

Die kursächsischen Visitationen ergaben ein drastisches Gemälde der totalen Verwilderung, welche dank des lutherischen Umsturzes und der Bauernrevolution im Volke eingerissen war. Melanchthon rief aus: „Wie kann man es verantworten, daß man die Leute bisher in so großer Unwissenheit und Dummheit gelassen hat.“ Ich weiß nicht, ob der Mann mit dem „man“ den wirklich schuldigen Teil, die Umsturzhelden der lutherischen Revolution meint, oder ob er die alte Kirche beschuldigen will.

Um nicht der Schönfärberei geziehen zu werden, lasse ich folgenden Passus aus dem mehrfach citierten Werke von Paulsen (Geschichte des gelehrten Unterrichts S. 15 ff.) zu Worte kommen.

„Es ist gewöhnlich, von dem Verfall des kirchlichen Schulwesens am Ausgange des Mittelalters zu reden. Soviel ich sehe, geben die Thatsachen hierzu keine Veranlassung. Man weist darauf hin, daß die zweite Hälfte des Mittelalters nicht, wie die erste, von berühmten Kloster- und Domschulen zu berichten habe, und findet die Ursache darin, daß Weltklerus und Klostergeistlichkeit miteinander in Trägheit und Wohlleben versunken sei: Wissenschaft und Religion sei seit dem 13. Jahrhundert den Stiften und Klöstern mehr und mehr fremd geworden und Laster und Barbarei hätten ihren Einzug gehalten. Was die wissenschaftliche Kultur des Klerus anlangt, so sagt diese Rede im allgemeinen gewiß das Gegenteil der Wahrheit. Gerade im 14. und 15. Jahrhundert ist die Kultur der eigentlichen Wissenschaften in Deutschland einheimisch geworden; es waren Kleriker, welche sie aus der Fremde holten und in der Heimat anpflanzten und pflegten. Freilich nun nicht mehr in den alten klösterlichen Pflegestätten; die abgelegenen Benediktiner- und Cistercienserklöster waren im 15. Jahrhundert nicht mehr, wie im 10. oder 12. Mittelpunkt des Kulturlebens; Universitäten konnten natürlich nur in Städten errichtet werden. Es geschah in der Regel im Anschluß an die vorhandenen kirchlichen Unterrichtsorganisationen in Dom- und Kollegiatstiften. Die Bischöfe erwiesen sich überall als eifrige Förderer der Universitäten; die Kapitel hielten, hierin den Anordnungen der Synoden und kirchlichen Oberen folgend, ihre Mitglieder an, auf den Universitäten sich wissenschaftliche Bildung zu erwerben. Nicht minder trafen die Orden, namentlich seitdem die Reformationsbewegungen der großen Konzilien des 16. Jahrhunderts durchdrangen, Veranstaltungen, ihren Mitgliedern die neue wissenschaftliche Bildung zugänglich zu machen. Bei vielen Universitäten finden sich Studienhäuser der verschiedenen Orden, in welchen die studierenden Mitglieder Unterkunft und wohl auch Unterricht empfingen. In allen Inskriptionslisten mittelalterlicher Universitäten kommen zahlreiche Namen von Ordensbrüdern vor. Nicht minder stellen sie zu den Lehrkörperschaften, besonders der theologischen und philosophischen Fakultäten, ein sehr bedeutendes Kontingent. Die Rückwirkung auf

das Leben in den Klöstern selbst konnte natürlich nicht ausbleiben. Die Neigung zu wissenschaftlichen Studien, zum Anfertigen und Sammeln von Handschriften, nahm im 15. Jahrhundert überall zu, gelehrte Äbte wurden häufiger. Auch der Schulunterricht in den Klöstern wird unter solchen Einfluß sich gehoben haben. Freilich war es eine stille und wenig beachtete Thätigkeit. Die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt war nicht mehr auf die Klöster, sondern auf die Universitäten gerichtet. Hier hatte der höchste wissenschaftliche Unterricht definitiv seine Stätte gefunden. Die alten Schulen waren den Universitäten gegenüber ein für allemal in der Stellung von Vorbereitungsschulen herabgesunken."

Die kursächsische Schulordnung Melanchthons hat die Schulen in den mittleren Städten vor Augen. Der Unterricht beschränkt sich auf die lateinische Sprache; griechisch, hebräisch und deutsch sind ausgeschlossen. Auf drei Abteilungen verteilt er sich. Die erste derselben lernt Lesen und Schreiben aus einer von Melanchthon verfaßten lateinischen Fibel, dem Enchiridion elementorum pueritium, welches das Alphabet und lateinische Lesestücke (Pater noster, Ave Maria, Symbolum apostolicum, Psalm 66, die decem praecepta, die Bergpredigt, einige Distichen und Sprüche) enthält. Nach der Fibel folgt der Donat, eine kleine Elementargrammatik, und der Cato moralis, eine Sammlung moralischer Distichen nebst Übersetzung, die auswendig gelernt wurden. Die zweite Abteilung übt die Grammatik ein, Etymologie, Syntax, Prosodie und Metrik. Die letzte Vormittagsstunde wird zum Aufsagen der Regeln benutzt. Nachmittags werden Äsops Fabeln und nach Absolvierung derselben Terenz oder Plautus traktiert, und in einer zweiten Stunde Mosellans Paedologia und Erasmus Colloquia. Die dritte Abteilung liest Vergil, Ovids Metamorphosen, Ciceros Offizien oder Briefe. Wöchentlich wird ein scriptum verfaßt. Die erste Nachmittagsstunde ist stets der Musik gewidmet. Ein Tag ist für den Religionsunterricht; Vaterunser, Glaube, Gebote werden auswendig gelernt und erklärt, dazu einige Psalmen, das Evangelium nach Matthäus, oder die Briefe an Timotheus, die erste Epistel Johannis oder die Proverbien werden grammatisch erläutert.

In der Wittenberger Schule begann dieser Ordnung gemäß der Unterricht im Sommer um 5½, im Winter um 6½ Uhr früh mit Gebet und dem Gesange des Veni creator (Komm' Schöpfer, heiliger Geist). Nach zwei Stunden lateinischen Unterrichts (Äsop und Cato, Terenz und Plautus) geht's in die Kirche zu Predigt und Gesang. Dann Grammatik. Von 10—12 Mittagspause. Von 12—1 beginnend mit dem Veni creator Musikunterricht. Dann folgt eine Stunde Syntax oder Lesung von Vergils Bucolica in der oberen, Donat und Mosellan in der unteren Klasse. Von 3—4 Kombination der oberen Klassen für Erasmus' Colloquia oder Moralia und Pro=

sodie. Schluß: Abendgebet und Gesang des Hymnus Jesu redemtor. Mittwoch vormittags ist dem scriptum vorbehalten, nachmittags frei; Samstag vormittags Evangelium, nachmittags nach der Vesper Festkalender. Freitag früh vor der Predigt Verhörung des Katechismus.

Die Reorganisation der Universität Wittenberg vollzog sich allmählich. Im Jahre 1533 wurden die von Melanchthon verfaßten Statuten der theologischen Fakultät eingeführt. Die Sentenzen des Lombardus wurden abgeschafft. Drei Professoren und der Stadtpfarrer teilen sich in die Vorlesungen, die sich fast ganz auf Exegese der Bibel beschränken. Zwei Professoren lesen viermal wöchentlich, der eine über ein alttestamentliches Buch (Psalmen, Genesis, Jesaias, zuweilen Augustins De spiritu et litera), der andere über ein neutestamentliches (Römer- und Galaterbrief und Johannisevangelium). Der dritte Professor liest zweimal wöchentlich über die übrigen paulinischen, die petrinischen und johanneischen Briefe, der des Jakobus wird aus begreiflichen Gründen ignoriert. Der Stadtpfarrer endlich traktiert zweimal wöchentlich Matthäus und Deutoronomium, zuweilen einen der kleinen Propheten. Dogmatik, Ethik, Kirchengeschichte scheint man nicht für nötig gehalten zu haben.

Das Bemerkenswerteste an der neuen Ordnung ist die Schöpfung der Fakultät zum infallibeln Papste unter Oberhoheit des Landesfürsten. Ihr gebührt die Überwachung der reinen Lehre. „Wie in den Kirchen und Schulen unseres Gebiets, so wollen wir auch auf der Universität, welche stets die Leitung und Censur der Lehre haben muß, die reine evangelische Lehre in Übereinstimmung mit dem Bekenntnis, welches wir 1530 zu Augsburg dem Kaiser Karl übergeben haben, fromm und treulich vorgetragen, erhalten und fortgepflanzt haben." Entstehen Meinungsverschiedenheiten, so muß die Sache an den Rektor und das Konsilium der Fakultät gebracht werden. Diese haben in wichtigen Fällen an den Fürsten zu berichten, der mit ihnen gemeinsam tüchtige Richter bestellt; in minderen können sie dies allein besorgen. Die Richter untersuchen, approbieren die richtige, verdammen die falsche Ansicht. Diese darf dann nicht mehr verteidigt werden. Erdreistet sich jemand dazu, „so soll er mit solcher Strenge bestraft werden, daß er die schlechten Meinungen nicht weiter verbreiten kann."

„Man sieht," bemerkt Paulsen hierzu, „die revolutionäre Ära der Reformatoren liegt hinter ihnen. Derselbe Luther, der vor zwölf Jahren es für unvereinbar mit dem Gewissen erklärt hatte, der auf dem Konzil vereinigten Christenheit die Feststellung der Glaubensformeln anheimzugeben, nahm jetzt für die Wittenberger Fakultät, denn darauf kommt die Sache heraus, die unwidersprechliche Entscheidung in Glaubenssachen in Anspruch. Luther war von 1535 bis zu seinem Tode ohne Unterbrechung Vorsteher dieser Fakultät." Man sieht, das neue Unfehlbarkeitsdogma ist ihm auf den Leib zuge-

schnitten. Daher hat er recht, wenn er sich, mit Bugenhagen zum Legaten Vergerius fahrend, „den deutschen Papst" und jenen seinen Kardinal nennt (1535).

„Welche Revolution konnte konsequent sein? Auch die Kirchenrevolution war es nicht," ruft Paulsen bei Besprechung der Vollmacht, Promotionen zu erteilen, aus, welche die neugebackene Fakultät sich gleich 1533 anmaßte. Seit 1523 hatte man die Promotionen eingestellt auf Grund des unzweideutigen Verbotes Christi: ihr sollt euch nicht Meister nennen lassen, wie Karlstadt hervorhob, und nicht minder auf Grund der Lehre Luthers, daß die Universitäten und Promotionen, weil aus päpstlicher Autorität fließend, Teufelsstiftungen seien, die Promotionen also auf Autorität des Teufels und seines Antichrists beruhten. Konsequenterweise sah man ein, daß man auf diese Autorität nicht Promotionen vornehmen könne, die von derselben abgefallene Fakultät mithin der Autorität zu promovieren ermangele. Man stand also davon ab, Grade zu erteilen, die ja in Wahrheit (nach lutherischer Lehre) Teufelsdreck waren. Doch diese Konsequenz hielt nicht lange vor. Mit Aufrichtung der neuen lutheristischen Fakultät erwachte auch das ehrgeizige Gelüste, Grade zu machen und das neue Institut mit dem teuflischen Glanze der alten zu vergolden, in unwiderstehlicher Kraft. Dieser Ehrgeiz „ließ sich durch die Einrede des Evangeliums, so unzweideutig dieselbe lautete, nicht abhalten, Magister und Doktoren zu machen" (Paulsen). „Es erwiesen sich eben Menschensatzungen als unentbehrlich zur Regelung des Lebens." Aber die Autorität fehlte. Auch darüber half man sich hinweg ohne Skrupeln. Man kann sich schließlich alles „im Gewissen zurecht legen". Man hatte ja die Autorität der weltlichen Obrigkeit zum absolutistischen Regiment hinaufgeschraubt, Melanchthon nicht weniger als sein Herr und Meister, und man hatte dieses zum Papste gemacht, und die „Kirche" ihm unterworfen durch Zuerteilung des omnipotenten Kirchenregiments. Nach Luthers neuester Lehre von demselben hatte ja der Kurfürst auf dieses genau dasselbe Recht, wie auf die Anordnung von Straßen- und Brückenbauten und sonstige Verwaltungssachen. Melanchthon ist gerade derjenige, der später in Gutachten über die Gründung der neuen protestantischen Universitäten in Tübingen und Königsberg sich in diesem Sinne aussprach, daß die weltliche Obrigkeit auch das Recht und die Autorität innehabe zu promovieren. Gleich 1533 wurden in Wittenberg in Anwesenheit des Kurfürsten die ersten drei protestantischen „Doktoren der Theologie" promoviert.

Das Jahr 1536 brachte die Neuorganisation der philosophischen Fakultät. Der Autor des Lektionsplanes ist „augenscheinlich" Melanchthon. Er hatte stets die Disputationen verteidigt, nahm sie daher, wie zu erwarten, in denselben auf. Ohne dieselben, sagt er in der Ankündigung des Beginnes derselben (November 1536), verdiene

eine Schule nicht den Namen einer Universität. Dieselben hingen an den alten Universitäten mit den Promotionen zusammen. Auch in der philosophischen Fakultät waren dieselben in Wittenberg jahrelang unterblieben. Melanchthon suchte sie wieder in Gang zu bringen. Sie seien verfallen, sagt er schon 1525 in einer Rede, trotz ihres großen Wertes, weil die Menschen sich verschworen zu haben schienen, alles Alte und alle bürgerliche Ordnung umzustürzen. Im Jahre 1531 setzt er die Notwendigkeit ihrer Stufenfolge auseinander (in der declamatio de ordine dicendi). Für die Baccalaureatsprüfung wird den beiden alten Gegenständen, Grammatik und Dialektik, als neuer die „Kirchenlehre" hinzugefügt, damit man Gelegenheit habe, etwaige Irrtümer auszureuten. Für die Magisterwürde wird außer den alten (Mathematik, Astronomie, Physik und Ethik) griechische Sprache gefordert.

Die Vorlesungen der Fakultät sollten an vier Wochentagen stattfinden und Hebräisch, Griechisch, Poetik, Grammatik mit Terenz, niedere und höhere Mathematik, Dialektik, Rhetorik, Physik, Ethik umfassen und zehn Professoren obliegen. Eine Stunde wöchentlich wird für jeden Gegenstand bestimmt. Samstags sollen die Disputationen mit Deklamationen abwechseln; letztere bestanden aus Stilübungen, die auswendig gelernt und vorgetragen werden sollten.

Die frühere Privatschule Melanchthons, die er wegen seiner häufigen Abwesenheiten schließlich hatte aufgeben müssen, sollte durch ein Pädagogium ersetzt werden, in welchem auswärtige Knaben behufs Vorbildung für die Universität untergebracht werden könnten. Dieselben sollen außer im Latein auch im Katechismus gründlich unterrichtet werden.

Die im Jahre 1545 von Melanchthon verfaßten „akademischen Gesetze" fügen eine Vorlesung über die Physik des Aristoteles hinzu und vereinigen die der Ethik mit der griechischen. Die betreffenden Bücher des Aristoteles sollen selbstverständlich im griechischen Urtext gelesen werden. Außerdem umfaßt das Griechische neben den Klassikern (Homer, Hesiod, Euripides, Sophokles, Theokrit und Demosthenes) auch einen der paulinischen Briefe. Der Mathematik und Astronomie werden Euklid und Ptolemäus zu Grunde gelegt.

Jeder Student, der bei Versäumnis des sonntäglichen Kirchenbesuches erwischt wird, soll mit Karzer oder Relegation bestraft werden.

Melanchthons eigene Vorlesungen umfaßten fast alle philosophischen Disciplinen, sogar Mathematik und Astronomie. In neun wöchentlichen Stunden hielt er sechs verschiedene Vorlesungen, außerdem eine zweistündige theologische über den Römerbrief, und Sonntags eine Bibelvorlesung nebst Katechese.

Unter Melanchthons Leitung wurde die erste Universität protestantischer Stiftung im Jahre 1529 in Marburg von dem Land-

grafen Philipp errichtet. Auf einer Reise war derselbe 1524 dem Magister begegnet und von ihm für die Wittenberger Revolution gewonnen worden. Schon zwei Jahre später begann er mit der Homburger „Kirchenordnung“ die Etablierung einer hessischen „Landeskirche“. Zu der Schlußformel jener Ordnung: „Wer etwas gegen das Wort Gottes lehrt, der sei verflucht“, bemerkt Paulsen: „Die alte Kirche hatte mehr Vertrauen zur wissenschaftlichen Forschung gehabt.“ Der Fluch nämlich schließt die dort ausgesprochene Absicht der Gründung einer Universität würdig ab. Schon 1530 wurden aus landesherrlicher Autorität Promotionen vorgenommen, später (1541) jedoch eine kaiserliche Privilegierung der Universität erwirkt. Auf der neuen Hochschule begegnen uns zu unserer Überraschung Crotus, dessen Abwendung von der Revolution also nicht lange vorgehalten hat, Buschius, und der biedere Streber Eoban, dem Empfehlungen Melanchthons und Camerarius wohl mehr zur Anstellung verholfen haben (1536), als sein ihm selbst und dem Landgrafen Unsterblichkeit bringendes Lobgedicht auf den Sieg bei Lauffen. Dem alten Zecher gelang hier die Erwerbung zweier Pfründen zu seinem Gehalt, und von zwei Fudern Wein, die „dem Durstigen besonders zu statten kamen“. Mehr noch als die trostvolle Durstbefriedigung des berühmten Trinkers wird den Leser der unerreichte Ruhm beruhigen, welcher gleich die Anfänge der hessischen Tochter Melanchthons umstrahlte. Ein gewisser Dilichius, — ich bekenne ehrlich, daß ich nichts von dem Manne weiß, nur das unsterbliche Lob, welches er Marburg spendet, und auch dies nur durch Vermittlung Paulsens — also Dilichius rühmt: So groß war die Würde, Gelehrsamkeit und Heiligkeit der ersten Professoren Marburgs, daß man lauter Homere, Cicerone, Platone, Aristoteles', Aeskulape und Apollos zu erblicken glauben möchte. Wenn Pythagoras heute lebte, und Archylos und Apollonius, wahrlich, zu den Persern, Indern, Ägyptern, Kretern hätten sie nicht nötig, zu reisen: in Marburg in Hessen würden sie alles viel schneller und billiger haben. Mehr kann man in der That nicht verlangen.

Ein Pädagogium wurde ebenfalls eingerichtet, und um Schüler anzulocken, sollten Stipendien gestiftet werden. Luther hatte in der Schrift an die Ratsherren bekanntlich echt lutherisch anempfohlen, in türkischer Manier eine Anzahl Knaben zwangsweise zum Studium zu pressen, um dem drohenden Mangel an gebildeten Leuten für die Beamtenposten vorzubeugen. Der einsichtigere Melanchthon konnte eine solche Maßregel unmöglich gutheißen. Da der generöse Landgraf, Philipp der Großmütige von seinen Anbetern bebeinamset, begreiflicherweise nicht willens war, in den eigenen Beutel zu greifen, von den eingezogenen Kirchengütern zu diesem Zwecke auch nichts missen konnte, so verfiel man auf den großmütigen Gedanken, den Städten und Gemeinden die Kosten für den zu errichtenden Stipen-

dienfonds aufzuhalsen, in der gewiß begründeten Einsicht, daß die Kommunen für die erhaltenen Gnaden des „reinen Gottswortes“ und des landgräflichen Cäsaropapismus mit Vergnügen solche Geldopfer leisten müßten. Indes erwiesen sich die durch landesfürstlichen Befehl und Polizeistock akatholisierten Kommunen so wenig „in Gotts Wort gegründet“, daß es bei Herrichtung dieses Stipendiatenwesens überall haperte, und häufige neue Ordnungen nötig wurden.

Melanchthon erlebte weitere geistige Vaterfreuden an der zwangsweisen Protestantisierung der Universität Tübingen, welche infolge der Schlacht bei Lauffen und der Wiederherstellung des Herzogs Ulrich, des „Henkers von Württemberg“, in dies Fürstentum von demselben durchgeführt wurde. Im Jahre 1535 wurden die widerstrebenden Theologen und Juristen der Hochschule einfach weggejagt und Camerarius und Brenz, beide von Melanchthon empfohlen, erschienen in Tübingen, um die „Reformation“ einzuleiten. Im Herbst 1536 kam Melanchthon selbst und brachte das Werk der Vollendung nahe. Die von seinem Freunde Camerarius redigierten Statuten bilden die Neuorganisation, wie sich erwarten läßt, ganz derjenigen von Wittenberg und Marburg nach. Wir finden auch ein „Pädagogium“ und einen Stipendiatenkonvikt (Kontubernium) für die Studenten des philosophischen Kurses, deren Zahl Melanchthon im Jahre 1537 auf 150 angiebt mit je 25 fl. Stipendium.

„Alle Obrigkeiten sind vor Gott schuldig, die unrechte Lehre und falschen Gottesdienst (— d. h. der alten Kirche —) wegzuthun und zu verbieten. Dieweil denn die Mönche und Sophisten in der Universität zu Leipzig noch ihre Lästerungen treiben und nicht nachlassen wollen, machen dazu die anderen auch halsstarrig, so ist allweg vonnöten, denselben Mönchen alles Predigen, Disputieren, Lesen, Sakramentreichen und alle ihre Ceremonien zu verbieten. Dieweil sie auch zu den Leuten in die Häuser schleichen, wäre gut, daß ihnen ganz weg geboten würde, so sie die rechte Lehre nicht annehmen wollen. Dann ist ganz öffentlich, daß die christliche Potestat nicht schuldig sind, die Lästerer zu schützen und zu ernähren. Ja, sie sind schuldig, zu verhüten, daß nicht andere verführt und vergiftet werden. Item sind weiter schuldig, solche mit Ernst zu strafen.“ So der „friedliebende“ und „sanfte“ Melanchthon in einem „Bedenken“ vom Mai 1539 an Herzog Heinrich von Sachsen, den elenden Nachfolger des edlen Herzogs Georg, betreffend die Purifizierung und Umwandlung der Leipziger Hochschule. Behufs „Aufrichtung christlicher Lehr in Kirchen und Schulen“ möge der Herzog lutheristische Theologen berufen. Den Prälaten und Klöstern sollen die Einkünfte entzogen und für die Gehalte der Professoren, die als nunmehr verheiratete oder sich verheiratende mehr als sonst bedürfen, und für die Herrichtung von Konvikten verwendet werden. Denen, die freiwillig sich schröpfen lassen wollen, stellt Melanchthon großmütig in Aussicht,

daß sie „Verzeihung erhoffen“ können, wie ein Dieb, der von seinem großen Raube dem Richter einen Teil abgiebt, wohl durchkommen möge. Die Prälaten und Klöster, sagt der gelehrte Bibelausleger anderswo, sind der reiche Mann des Gleichnisses, die lutherischen Professoren und Studenten der arme Lazarus; die Fürsten sollen jenem die Last seines zusammengestohlenen Reichtums erleichtern und diesem davon geben. Ohne Zweifel ein verdienstliches Werk.

Auf Melanchthons Empfehlung wurde sein intimster Freund Camerarius, dem es in Tübingen nicht mehr gefiel, 1541 nach Leipzig gerufen und redigierte 1543 die neuen Statuten. Das Jahr zuvor waren zwei Klöster aufgehoben worden, deren Einkünfte den bisherigen der Universität hinzugefügt wurden. Das Paulinerkloster wurde zu einem Konvikt umgestaltet, und diesem außerdem 600 Scheffel Korn jährlich angewiesen aus den Einkünften desselben.

Im Jahre 1536 hatte Melanchthon seine Tochter, ein 14jähriges Kind, dem G. Sabinus, „einem strebsamen Adulationspoeten, der sich längst das Haus Brandenburg als poetisches Arbeitsfeld erwählt hatte“ (Paulsen), und dessen Verse namentlich den Mainzer Hohenzollern, Kardinal Albrecht, zum „Gegenstand und Bezahler“ hatten, zur Frau gegeben. Kurfürst Joachim II., der im selben Jahre die Regierung angetreten und sofort die Protestantisierung des Kurfürstentums begonnen, hatte denselben in seine Dienste genommen. Als Schüler war er lange in Melanchthons Privatschule gewesen und wegen seiner Versemacherei von seinem künftigen Schwiegervater gern gesehen worden. Dieser Sabinus wurde 1539 Rektor der Hochschule in Frankfurt a. d. O. und protestantisierte dieselbe mit Hilfe eingezogener Kirchengüter nach dem Muster der Wittenberger. In demselben Jahre erhielt Melanchthon von einem anderen Hohenzollern, dem weiland Hochmeister damaligen polnischen Vasallenherzog Albrecht von Preußen, der bekanntlich auf Luthers Anregung das Ordensland säkularisiert hatte, die Aufforderung, ihm aus Wittenberg einen guten Lateiner zu schicken, da Preußen solche nicht hervorbringe. Des Herzogs Ehrgeiz wollte in Königsberg eine Universität gründen, obgleich eine 1541 eröffnete Schule sich kaum erhielt. Melanchthon empfahl seinen Schwiegersohn, und dieser eröffnete in der That 1544 im August die neue protestantische Hochschule als ihr Rector perpetuus. Fast 200 Studenten hatten sich zusammengefunden, die aber in wenigen Jahren sich auf die respektable Zahl von 70 und weniger verminderten. Melanchthon hatte die Ehre, dieser blühenden Universität Preußens aus der Ferne als Oberinspektor vorzustehen und wurde von dem Herzoge ersucht, die Professoren zum Fleiße und zur Eintracht anzuhalten.

Selbstverständlich war sie nach dem Muster der Wittenberger eingerichtet. Von dem polnischen Könige erlangte sie 1560 eine

Konfirmation und die Vollmacht zu promovieren. Auf ihr ging 1549 als neues Kirchenlicht der bekannte Osiander auf.

Auch bei der Neugeburt der Heidelberger Universität leistete Melanchthon im Herbste 1557 persönlich Geburtshilfe; das Jahr darauf kam dieselbe zustande. Die Herstellung der neuen Jenaer Hochschule jedoch erfreute sich nicht seiner Gunst, als nach der Schlacht bei Mühlberg der besiegte Kurfürst die Wittenberger Universität nach Jena hinüberziehen wollte, weil er mit seinem Kurfürstentum auch Wittenberg verloren hatte. Aber Melanchthon hielt es für angezeigt, der Wiederherstellung der gänzlich verfallenen Wittenberger Universität beizuspringen, da es ihm nicht gezieme, dieselbe zu verhindern, da sie „einem so großen Teile von Deutschland die Wissenschaft gefördert und den Kirchen das Licht zurückgegeben habe. Würde sie unterdrückt, so träte hier und anderwärts eine neue Finsternis ein, und unsere Widersacher würden einen neuen Triumph feiern". Trotzdem errichtete man in Jena zunächst eine Schule, der Joh. Rigelius, ein Liebling Melanchthons und „nach dessen Zeugnis auch ein Liebling Gottes und der Musen", mit solchem Erfolge vorstand, daß 1558 mit kaiserlichem Privileg eine Universität eröffnet werden konnte. Wegen seines Abfalls von dem „angestammten" Fürsten wurde Melanchthon Pflichtlosigkeit und Treulosigkeit, Buhlen um die Gunst des Verräters Moritz und Geldgier vorgeworfen von Feind und Freund. Er suchte sich zu verteidigen. Er habe weder Wohlbehagen noch Schutz mit seiner Rückkehr von Zerbst, wohin er vor den Kaiserlichen geflohen, nach Wittenberg gesucht. Er lebe daselbst auf eigene Kosten in allgemeiner Trauer und Geduld wie ein Fremder und weine alle Tage seine Thränen. Eine neueste Biographie findet, daß sich ihm, Wittenberg und Moritz zum Trotz, in Jena alle Geister gesammelt hätten, welche an Melanchthon etwas auszusetzen gehabt. Es sei statt des lebenden Philipp der tote Luther nach Jena gerufen worden, das heftige, streitsüchtige, leidenschaftliche „Luthertum" habe sich dort festgesetzt und gegen den Wittenberger Philipp ereifert. Der Kampf sei um so erbitterter geworden unter den feindlichen Brüdern, weil der „Philippismus" damals die Ansicht „fast aller deutschen Kirchen" gewesen sei, der Lutheranismus aber nur von einzelnen Eiferern vertreten wurde. Doch auf die „Rabies theologorum" im protestantischen Lager kann hier nicht weiter eingegangen werden.

Die letzte der unter Melanchthons Auspicien gegründeten Universitäten war Helmstedt. Die brutale Protestantisierung des Herzogtums Braunschweig seitens des Herzogs Julius schloß mit der Errichtung derselben ab. Melanchthon beteiligte sich freilich nur als Mitwirker bei den Statuten, die sein Schüler Erythräus verfaßte. Sie sind ein Bestandteil der Juliusschen Kirchenordnung. Unbedingte Unterwerfung der Professoren unter dieselbe wird kraft landes-

herrlicher Machtvollkommenheit gefordert. Wer sich dessen irgendwie weigert, soll in der „Academia Julia“ nicht geduldet werden, noch sonstwo im Herzogtum. „Besser, sie fahren zum Teufel,“ denn daß sie des Herzogs Kirchen und Schulen „verunreinen und beflecken“. Merkwürdigerweise bewahrt gerade diese Hochschule die humanistische Richtung Melanchthons, „als auf den übrigen protestantischen Universitäten die humanistischen Studien durch die Streittheologie schon fast ganz verdrängt waren.“

4. Merkwürdige Wechsel in theologischen Anschauungen.

„Der Natur Melanchthons,“ bemerkt Paulsen, „ist augenscheinlich ein konciliatorischer Rationalimus, wie die scholastische Philosophie ihn darstellt, viel zusagender, als die supranaturalistische, alle Gemeinschaft mit der Vernunft ausschlagende Gläubigkeit des Mysticismus.“ Ob dies Urteil zutreffend ist, habe ich weder zu bestätigen noch zu verneinen. Wechsel in seinen, anfangs von Luther ihm eingeimpften oder aufgedrängten, theologischen Anschauungen jedoch dürfte die Haltung Melanchthons seit dem Marburger Gespräch und der Abfassung der „Augsburgischen Konfession“ mehr und mehr deutlich hervortreten lassen.

Zu dem am 28. März 1529 eröffneten Reichstage in Speier hatte der sächsische Kurfürst Melanchthon nebst einem gewissen Agricola mitgenommen. Der Mehrheitsbeschluß dieses Reichstages hatte die kaiserlichen Propositionen so weit abgeschwächt, daß den lutherisierten Fürsten und Stadtmagistraten der ihren Unterthanen mit Polizeigewalt aufgenötigte Cäsaropapismus der weltlichen Obrigkeit, die neuen „Kirchenordnungen“ und der protestantische Kultus unangetastet belassen, und nur für diejenigen ihrer Unterthanen, welche katholisch bleiben wollten, Duldung und freie Religionsausübung abverlangt wurde. Damals fand Melanchthon diesen Beschluß durchaus annehmbar, weil derselbe „uns nicht beschwert, ja, uns mehr schützt, als das Dekret des früheren Reichstags“ (von 1526). Er geriet daher in Schrecken durch die bekannte Protestation der apostasierten Stände und nannte sie in einem Briefe vom 21. April an seinen vertrauten Freund Camerarius „eine schreckliche Sache“. Wenn „die Unsrigen nur etwas gefügiger wären und sich in anderen Angelegenheiten billiger erwiesen“, meint er, „so würden wir ohne Gefahr sein“ (C. R. 1, 1060). Die Protestanten hofften mit ihrer Protestation gegen die Duldung von Katholiken in ihren Gebieten bei Ferdinand, dem Bruder des Kaisers, durchzudringen, da gerade damals von Ungarn her die Türken mit einem großen Angriff drohten. Sie hatten noch in Speier einen geheimen Bund geschlossen zu bewaffneter Verteidigung ihrer Selbständigkeit. Philipp von Hessen vorbereitete mit aller Anstrengung auch ein bewaffnetes Bündnis mit den zwinglisierten Kantonen

der Schweiz und mit dem Könige von Frankreich. „Beim Nachdenken über diese Vorgänge," schrieb damals Melanchthon an den fanatischen Spengler in Nürnberg, „bin ich fast halbtot. Und es ist Gefahr, daß aus diesen Anfängen ein Umsturz des Reiches folge. Es ist eine wichtige Sache und voller Gefahr. Ich habe die Unseren gewarnt, aber was sie thun werden, weiß ich nicht. Ich beschwöre euch um Gottes willen, daß ihr gemäß euerer Klugheit und Frömmigkeit euch dieser Sache annehmt. Denn nicht nur das Reich, auch die Religion ist gefährdet" (17. Mai 1529, R. C. 1, 1068). Und seinem Freunde Camerarius vertraute er: „Die kirchlichen Angelegenheiten verursachen mir solche Pein, die durch nichts gelindert werden kann. Kein Tag vergeht, an dem ich nicht wünschte, aus dem Leben zu scheiden" (das. 1110.). Diese seine Überzeugung hinderte ihn jedoch nicht, die Protestation schließlich zu unterschreiben.

Den Landgrafen bezeichnen damals beide, Melanchthon sowohl als Luther, als einen unruhigen Mann und erreichten wirklich beim Kurfürsten Johann, daß er in das von jenem betriebene Bündnis mit den zwinglischen Kantonen nicht eintrat. Es könnte das sehr auffallen, da Luther gleichzeitig ein Pamphlet „vom Kriege wider die Türken" eben demselben Landgrafen gewidmet hatte und in demselben die Verweigerung jeder Hilfe gegen den „uns auf den Hals kommenden Türken" seitens der Protestanten anempfiehlt, wenn nicht zuvor ihre Forderungen und ihre Protestation von Kaiser und Reich angenommen seien. Und was Melanchthon anlangt, so möchte dessen ablehnende Haltung gegenüber den Zwinglinisten Verwunderung erregen, wenn man erwägt, daß er es bei den deutschen Protestanten durchsetzte, daß die Zwinglinisten die Protestation mit unterschreiben durften, und wenn man sein späteres Entgegenkommen denselben gegenüber sich in Erinnerung bringt. Andererseits wird diese schillernde, man möchte sagen, doppelzüngige Haltung erklärlich, wenn man bei Luther den Haß gegen den Rivalen Zwingli und einen richtigen politischen Blick in Anschlag bringt. Letzterer zeigt sich in der Äußerung: „Ein solch Bündnis ist unnötig, denn der Papisten Haufe nicht so viel vermag noch so viel Herze hat, daß sie sollten etwas anfahen." Das war sehr richtig. Nicht weniger richtigen Blick verrät die Besorgnis, daß ein Bündnis der deutschen mit den schweizer Protestanten ein solches der katholischen Stände zuwege bringen möchten. Melanchthon aber befand sich, was Beurteilung der zwinglischen „Ketzerei", wie Luther dessen Lehre nannte, betrifft, gänzlich im Banne seines Herrn und Meisters, sei es, daß er wirklich seiner innersten Verwandtschaft mit derselben sich nicht bewußt war oder nicht bewußt werden wollte, aus Furcht vor Luther, sei es, daß er dieselbe aus gleichen Grunde einstweilen verheimlichte.

Noch in Speier lud Philipp von Hessen ihn zu einem Religionsgespräche mit Zwingli in Marburg ein, das auf den 1. Oktober

1529 angesetzt wurde. Abzulehnen wagte Melanchthon dem gefürchteten Landgrafen gegenüber zwar nicht, aber er fürchtete andererseits die dialektische Überlegenheit Zwinglis und wünschte lieber mit dem weniger scharfen Oekolampad zu verhandeln. Ja, er schlug sonderbarerweise sogar die Anwesenheit katholischer Theologen vor. Was er damit bezweckte, oder von derselben erhoffte, läßt sich nur vermuten. Ich denke mir, es war ein Versuch, dem Zustandekommen ein Bein zu stellen. Es bangte ihm vor dem politischen Bündnis mit den Schweizern, dessen Endzweck, gewaltsame Umwälzung des Reiches, Wiedereinsetzung Ulrichs von Württemberg und Vernichtung des Kaisertums, ihm bekannt war, oder den er wenigstens ahnte, und vor dessen blutigen und unabsehbaren Wirren ihn graute. Die Wittenberger adorierten zwar den Landgrafen als eine Säule des neuen Kirchentums, und wagten deshalb nicht, ihm direkt zu widersprechen; aber vor dem intendierten Kaisertum desselben scheinen sie doch nicht geringe Angst gehabt zu haben, in dem richtigen Instinkt, daß in demselben nicht mehr Luther, sondern dessen verhaßter Rival Zwingli des hessischen Kaisers tonangebender Rat sein werde.

So sehen wir denn das amüsante Spiel, daß der tapfere Luther den Melanchthon für Abfassung eines „Bedenkens" hinsichtlich des beabsichtigten Marburger Gesprächs vorschiebt, und daß Melanchthon seinerseits hinter den Kurfürsten sich zu verkriechen sucht und diesen bittet, ihm und Luther den Urlaub für dasselbe zu verweigern. Letzterer wagte indes ebensowenig, dem thatkräftigen Bundesgenossen entgegenzutreten und begnügte sich mit dem zahmen Wunsche, daß nicht Zwingli, sondern Oekolampad seinen Theologen gegenübertrete. Als Philipp aber auf seinen Forderungen beharrte und direkt auch an Luther schrieb, erklärte auch dieser mit einigen sich sträubenden Redensarten sich bereit und entschuldigte seine Schwäche in einem Briefe an Brenz damit, daß „jener junge Mann, der hessische Macedonier, unseren Fürsten so ermüdet" habe, „daß wir gezwungen worden, zu versprechen, aber so, daß wir reichlich zwei-, dreimal bemerklich machten, daß wir nichts hofften." Auch er verlangt jetzt, daß der Landgraf „auch angesehene Papisten einlade als Zeugen gegen jene künftigen Prahler und ruhmreichen Heiligen", nämlich Zwingli (De W. 6, 104; 3, 451. 501). So wenigstens versichert er den Brenz.

Mit der Haltung Melanchthons bei dem Marburger Gespräch waren die Zwinglinisten noch unzufriedener, als mit derjenigen Luthers. Er habe beständig Öl ins Feuer gegossen, behauptet Butzer. Melanchthon sei derjenige gewesen, der Luther abgehalten habe, Zwingli und Anhang als Brüder anzuerkennen. Als Grund dieser auffallenden Haltung giebt Butzer an, Melanchthon sei ein heimlicher Anhänger der Habsburger. Melanchthon ist es auch, der den Bericht über das Gespräch für seinen Kurfürsten aufgesetzt hat und in demselben schreibt,

die Brüderschaft „haben wir in keinem Weg willigen wollen, haben sie auch hart darum angeredet, daß uns wundernehme, mit welchem Gewissen sie uns für Brüder halten wollten, wenn sie meinten, wir irreten" (C. R. 1, 1101). Die Sprödigkeit der Wittenberger hinderte indes den Landgrafen nicht, mit Zwingli ein hessisch-schweizerisches Burgrecht zu verständigen und die Wiederherstellung Ulrichs von Württemberg als erste That des geplanten großen Umsturzes zu verabreden. Eine neueste Melanchthonbiographie fürs Volk macht die von politischem Gesichtspunkte aus gewiß richtige Bemerkung, daß, während der Landgraf einen weiten Blick in politischen und ein weites Herz in religiösen Dingen gehabt habe, der sächsische Kurfürst sich von seinen engherzigen Theologen leiten ließ und durchaus vergaß, daß „es Sache eines Fürsten ist, in der Politik politisch zu verfahren und nicht für Schließung eines politischen Bündnisses völlige religiöse Übereinstimmung als Bedingung zu fordern". Die spätere Niederlage des sächsischen Kurfürsten und Philipps dem Kaiser gegenüber und die Unterdrückung der Zwinglinisten sei die Folge dieser Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit des Sachsen und seiner Theologen gewesen.

Gelegentlich des Besuches, welchen Melanchthon 1529 von Speier aus in seiner Heimat und bei seiner Mutter machte, widerlegt die angezogene Biographie das von einem Franzosen (Florimond in seiner „Ketzergeschichte") erfundene „Lügenmärlein", daß Melanchthon auf seinem Totenbette von seiner Mutter beschworen worden sei, angesichts des Todes ihr seine aufrichtige Meinung zu sagen, welche Religion die beste sei, die alte katholische, oder die neue protestantische. Melanchthon habe geantwortet, die letztere finde zwar den meisten Beifall, die erstere sei aber die beste. Oder nach anderer Mär: lutherisch ist gut leben, aber sterben ist katholisch besser. Melanchthon starb bekanntlich 1560, seine Mutter schon 1529, aber nicht im Beisein ihres Sohnes. Die Wahrheit dürfte die sein, daß die Mutter ihrem Sohne bei seiner damaligen Anwesenheit gefragt hat, was sie bei den Streitigkeiten über die Religion glauben solle. Sie konnte sich, wie leicht erklärlich, in denselben nicht zurecht finden. Melanchthon forderte sie nun auf, ihm zu sagen, was sie bete. Sie sagte „die Gebete, die nichts Abergläubisches enthalten", vermutlich also Vater unser, Ave, Credo u. s. w. „Wenn du so fortfährst zu glauben und zu beten, darfst du hoffen, selig zu werden," lautete Melanchthons Antwort. Wenn man aus einer derartigen Antwort einen Beweis drehen will, Melanchthon sei innerlich nicht bona fide von der Richtigkeit seiner Anschauungen überzeugt gewesen, so kann ich mich mit solcher Unterschiebung nicht befreunden. Die erste Redaktion der Augsburger Konfession aus Melanchthons Feder ist der schlagende Beweis, daß ihr Verfasser in gutem Glauben überzeugt

war, die Lehre derselben sei katholisch und kein Hindernis für die Wiedervereinigung ihrer Bekenner mit der alten Kirche.

Dem päpstlichen Legaten Campeggio gegenüber äußerte sich in Augsburg 1530 während des berühmten Reichstages Melanchthon in folgender Weise: „Wir haben kein Dogma, welches von der Lehre der römischen Kirche verschieden ist. Auch sind wir bereit, der römischen Kirche zu gehorchen, wenn sie vermöge der Milde, welche sie zu jeder Zeit gegen alle Völker bewiesen hat, einiges wenige stillschweigend übersieht oder nachläßt, was wir, wenn wir auch wollten, doch nicht abändern könnten. Wir verehren die Autorität des römischen Papstes und die ganze Kirchenverfassung mit Ehrfurcht, wenn nur der Papst uns nicht verstößt. Aus keinem anderen Grunde werden wir in Deutschland mehr gehaßt, als weil wir die Lehren der römischen Kirche mit größter Standhaftigkeit verteidigen. Diese Treue werden wir Christo und der römischen Kirche bis zum letzten Atemzuge beweisen, selbst dann, wenn ihr uns zu Gnaden aufzunehmen verweigern werdet“ (C. R. 2, 169 ff.).

Daß er fünf Wochen später ein gemeinsames Gutachten der sächsischen Theologen an den Kurfürsten mit unterschrieb, in welchem der Papst „ein Antichrist“ genannt wird, ist kein Beweis, daß er Campeggio gegenüber als wissentlicher und berechnender Heuchler aufgetreten sei. Wenn er in Clemens VII. „einen Antichrist“ erblickt, so läßt sich das entschuldigen; damit ist nicht gesagt, daß er mit Luther die Institution des Papsttums als die des Antichrists angesehen hätte. Die Augsburgische Konfession vermeidet sorgfältig alle jene Auswüchse der lutherischen Leidenschaft und erhitzten Phantasie. Was aber Clemens VII. betrifft, so wollte derselbe so wenig als Leo X. eine Reformation der Kirche; sein einziges Bestreben war seine irdische Machtstellung und das Interesse des Hauses Medici. Ich muß bei dem bleiben, was ich hierüber in meinem Luther (6, 106) geäußert habe. Will man gerecht und der Wahrheit gemäß urteilen, so vergesse man nicht, daß in Rom alles käuflich war. Der kaiserliche Sekretär Schopper selbst meinte in Augsburg den Protestanten gegenüber, wenn sie nur genug Geld's anwenden wollten, würden sie den Römlingen leicht jede Religion, die sie haben wollten, abkaufen können. Fehle ihnen jedoch der nervus rerum, so werde auch ihre Sache trocken und dürr bleiben.

Die Abfassung der sogenannten Augsburger Konfession hatte Melanchthon schon in Koburg auf Befehl des Kurfürsten begonnen. Er setzte sie in Augsburg fort, während man auf die Ankunft des Kaisers wartete. Am 11. Mai wurde der Entwurf des ersten Teiles der Arbeit, die Vorrede und 21 Artikel an den auf der Koburg zurückgebliebenen Luther geschickt, der nichts daran zu ändern und zu bessern wußte. Die Tendenz der Schrift deutet schon der Name an, den er ihr gab: „Apologie“. Ein Brief vom 19. Juni sagt ohne

Umschweife, daß er den Bischöfen die gesamte Jurisdiktion und deren Axiom in der Apologie zurückgebe, obgleich das diejenigen verdrieße, „die sich ihre Freiheit nicht wollen nehmen lassen." Er würde den Frieden mit der Kirche gern auch durch noch härtere Bedingung erkaufen. Er war in der That zu weiteren Zugeständnissen bereit. Er gab damals sogar dem Kurfürsten den Rat, den Bischöfen die ihnen in seinem Fürstentume genommene Jurisdiktion zurückzugeben, wenn sie dieselbe nicht zur Beschwerung der Gewissen gebrauchen wollten (C. R. 2, 119. 126. 140. 81).

Sowohl in der Vorrede, als auch in den Hauptartikeln tritt ferner Melanchthons Schrift in vollen Gegensatz zu Luthers Verwerfung der Konzilien, der alten Kirche und des Papstes als des Babel und des Antichrists. Das von Luther aufgestellte Princip des Landeskirchentums wird gänzlich ignoriert, ein freies christliches Konzil, wie auf ein solches Kaiser und Reich bei allen Reichstagen gedrungen hätten, also ein Konzil, berufen wie die früheren, wird gefordert und nicht etwa die Bedingung hinzugefügt, daß es nicht vom Papste berufen werden solle, diese Berufung vielmehr stillschweigend zugestanden. Die Hauptartikel sollen nach Absicht des Verfassers darthun, daß die Unterzeichner dieselben auf Grund der Schrift, der Konzilien und der Väter festhielten, und daß sie von der Einigkeit der Kirche sich nicht losmachen wollten. Die lutherische Rechtfertigungslehre wird einfach ignoriert, das lutherische „allein" wird weggelassen; die Abendmahlslehre wird so dargestellt, daß die Wandlungslehre nicht ausgeschlossen erscheint, die lutherische Verdammung derselben ignoriert wird. Ablaß, Purgatorium, Primat werden offenbar absichtlich übergangen, weil der Verfasser die lutherischen Angriffe auf dieselben nicht zu den seinigen machen will.

Der später verfaßte zweite Teil der Arbeit, von den abgethanen Mißbräuchen, geht allerdings in etwas anderer Weise vor. Ich habe daher in meinem Luther die Ansicht ausgesprochen, daß hier Melanchthon teilweise „als ein theologischer Don Quichotte" die Katholiken mehr oder weniger zu beschwindeln versuche. Aber ich glaube jetzt nicht, daß man gezwungen ist, es für einen wissentlichen Betrug Melanchthons zu halten, wenn er den Opfercharakter der Messe nicht mit Luther als Teufelsgreuel verwirft, sondern in der Schwebe läßt und sich nur gegen die Meinung kehrt, daß Christi Opfer nur die Erbschuld gesühnt habe, die täglichen Sünden daher durch das Meßopfer ex opere operato gesühnt werden müßten, und daß dieser letztere Ausdruck besage, der Priester bewirke durch sein Thun bei der Meßhandlung diese Sündentilgung. Kirchliche Lehre ist ja das nicht, aber dergleichen „Meinungen" mögen oft genug von unwissenden oder halbwissenden Theologen im Eifer des Gefechtes vorgebracht worden sein. Daher wage ich die Anklage auf dolus gegen Melanchthon nicht mehr aufrecht zu erhalten. Ich glaube, bei Abfassung der

Schrift diktierte ihm das aufrichtige Verlangen, alles für die erstrebte Einigung zu ebnen.

Es wird diese Anschauung durch die Korrespondenzen bestätigt, welche während des Reichstages zwischen Luther und Melanchthon wechselten. Letzterer ist in dem Begleitschreiben, mit welchem er eine Abschrift seiner „Apologie" an Luther sandte, der Meinung, daß man, noch bevor die Katholiken auf dieselbe antworteten, sich entschließen müsse, in einigen Punkten nachzugeben, und deutet als solche namentlich die Kommunion unter beiden Gestalten, die Messe und die Priesterehe an. Offenbar ist er hierin zum Nachgeben bereit und wünscht, daß Luther den Opfercharakter derselben wenigstens als Dankopfer zugeben möge. Auch deutet er seine Scheu an, es auf definitiven Bruch mit der alten Kirche ankommen zu lassen, und hält mit Ausdrücken der Trauer nicht zurück, die auf Luther den Eindruck machten, daß sein Freund kein Vertrauen zur Sache der Protestanten habe. In der That denunziert der Melanchthon beigegebene Jonas ihn bei Luther, daß er, um mit den „Papisten" Frieden und Einigkeit zu erreichen, alles mögliche preisgeben, sogar die Jurisdiktion der „papistischen" Bischöfe wieder aufrichten wolle. Er bittet Luther, der Schwäche Melanchthons entgegenzutreten. „Christus möge verhindern," schreibt Luther an diesen, „daß die Sache in deinen Rat und Hand komme, was du doch hartnäckig wolltest; dann würden wir in der That schön und schnell untergehen." Er beschuldigt ihn in Briefen an andere eines maßlosen Ehrgeizes und beklagt sich, daß Melanchthon Luthers Lehre für Menschenworte halte.

Melanchthon suchte und fand in Augsburg Beziehungen zu dem kaiserlichen Sekretär Alfons Volkez, zum Beichtvater des Kaisers, P. Ägidius, zu Cochläus, Eck, einigen Bischöfen, korrespondierte und verhandelte mit dem Legaten Campeggio. Daß er sich in diesen Bestrebungen isoliert und im Gegensatz zu den übrigen Theologen und Fürsten wissen mußte, wird man zugeben müssen. Doch möchte ich ihn jetzt nicht mehr der Unehrlichkeit zeihen; bei seinen in Aussicht gestellten Zugeständnissen an die Katholiken dürfte der Wunsch der Vater seiner Gedanken gewesen sein. Wie sehr er sich seines Gegensatzes zu den protestantischen Fürsten, namentlich zu dem „eifrigst zum Kriege rüstenden Antiochus" (Philipp von Hessen) bewußt war, das zeigt schon diese Benennung. Er scheint die Pläne desselben, mit Hilfe des „Landeskirchentums" einen Schritt weiter zur Erlangung der erstrebten Souveränität zu thun und durch Entweichen vom Reichstage jedes Zustandekommen eines Vergleichs zu finden, durchschaut und versucht zu haben, diese Pläne zu durchkreuzen (C. R. 2, 260).

Es gelang ihm nicht. Luther und durch ihn beeinflußt die Fürsten verwarfen die Zugeständnisse Melanchthons, der Landgraf

verließ den Reichstag. Trotzdem versuchte Melanchthon, selbst nachdem die Entgegnung der katholischen Stände (die von Eck u. a. verfaßte „Konfutation") öffentlich verlesen war, durch ein Schreiben den Legaten zur Erfüllung seines ihm früher gegebenen Versprechens zu bewegen. Die Gewährung des Laienkelchs und der Priesterehe hatte Campeggio ihm bei einer am 8. Juni stattgefundenen Zusammenkunft in Aussicht gestellt. Es werde, versicherte er den Legaten, den römischen Stuhl diese Konzession nicht gereuen. Über die Messe werde man sich leicht einigen, und die lutherischen Theologen würden in den Gehorsam der Bischöfe zurückkehren. So werde die Einigkeit wieder hergestellt werden, und der römische Stuhl die ihm gebührende Ehre wieder erlangen (C. R. 2, 172. 248 ff.). Die Mißstände könnten dann von den Bischöfen allmählich abgestellt werden.

Leider führte der Legat jetzt plötzlich eine andere Sprache. Unbefangene Betrachtung seiner Haltung und der von Rom aus ihm zufließenden Instruktionen wird zugestehen müssen, daß Campeggio mehr noch als Aleander seiner Zeit auf dem Wormser Reichstage, in Wirklichkeit, sobald er glaubte, des Kaisers sicher zu sein, von friedlichem Ausgleich so wenig etwas mehr wissen wollte, als von einer wahren Reformation der verweltlichten Kirche und Kurie. Die Antwort, welche er den Anträgen Melanchthons jetzt zu teil werden ließ, ist schroff, gießt Öl ins Feuer und ist zum Teil eben so unklug als unberechtigt. „Campeggio hatte nur die eine Intention, durch den Arm des Kaisers mit Feuer und Schwert die Protestanten zu vernichten und suchte in diesem Sinne auf den Kaiser einzuwirken. Fast noch mehr freilich lag ihm daran, beim Kaiser auf die Vergrößerung des Kirchenstaates, den die mediceische Politik Clemens VII. zu einem mediceischen Erbstaat zu machen wünschte, durch Ferrara und Modena zu dringen. Gleich charakteristisch für die Politik dieses Mannes und seines Gebieters ist der Versuch, durch Anerbietung von Belohnungen seitens des Papstes und Kaisers Melanchthon zu bestechen, daß er die protestantischen Fürsten zur Annahme der Konfutation berede."

Wenn Melanchthon trotz dieser schroffen Abweisung seitens des Legaten einer- und des beständigen Drängens auf Abbruch und Rückkehr von seiten Luthers andererseits doch wieder neue Versuche macht (im August), Verhandlungen einzufädeln, so dürfte das ein weiterer Beweis für die Ehrlichkeit seiner Einigungsbestrebungen sein. Seine vertraulichen Korrespondenzen aus jener Zeit bestätigen das. Dieselben zeigen, daß es ihm in der That um die Herstellung vor allem der bischöflichen Jurisdiktion zu thun war. Er sah mit Grauen die Tyrannei der fürstlichen Cäsaropapen kommen. „Was steht unseren Nachkommen bevor, wenn die Jurisdiktion der Bischöfe vernichtet ist?" Er fürchtet das entstehende Schisma. „Wie es auch sonst stehen mag, die Bischöfe sitzen auf ihrem Stuhle, den ich nicht zerstören will, wenn ich ihn halten kann" (C. R. 2, 302).

Vom Legaten, der überhaupt den neuen Einigungsversuchen in der Folge entschieden feindlich entgegentrat, zurückgewiesen, suchte und fand Melanchthon bei dem Bischof Stadion von Augsburg Entgegenkommen. In einem Gutachten erbietet er die Jurisdiktion der Bischöfe und die Konformität mit den Katholiken, wenn den Protestanten Priesterehe, beiderlei Gestalt und „unsre Meß" zugestanden würden. Den letzteren Ausdruck könnte man für einen Täuschungsversuch halten. Indes glaube ich, daß Melanchthon den Opfercharakter der Messe und die Wandlung principiell nicht verwarf; er stand innerlich diesen Punkten wohl indifferent gegenüber, jedenfalls hat er auch in seiner „Apologie" absichtlich den lutherischen Gegensatz ignoriert und verstand unter „unsre Meß" wohl hauptsächlich den Gebrauch der deutschen Sprache bei derselben. Bezeichnend für seinen entschiedenen Gegensatz gegen Luther ist gewiß der wiederholte Ausspruch, daß man über die Messe sich leicht einigen werde, während Luther dagegen in seiner Entgegnung gegen die vorgeschlagenen Zugeständnisse fortfährt: „Lassen wir die Winkelmesse zu, so mögen wir flugs das ganze Evangelion lassen fahren." Melanchthon geht in jenem Gutachten sogar bis zu dem Wunsche vor, daß die Protestanten auf des Kaisers Vorschläge eingehen möchten (C. R. 2, 274).

Merkwürdig ist dieser totale Umschlag Melanchthons jedenfalls. Man hält sich versucht, nach den tiefer liegenden Gründen zu forschen. Seine vertrauliche Korrespondenz läßt erkennen, daß einer der ihn treibenden Beweggründe jedenfalls ein kirchenpolitischer war. „Seit es bekannt ist," schreibt er an Camerarius, „daß wir den Bischöfen die Jurisdiktion zurückgeben wollen, ist der Tumult entstanden. Man nennt nämlich die Wiederherstellung derselben Wiederaufrichtung der päpstlichen Tyrannei. Ich kenne den Grund dieser Opposition sehr wohl. Die Städte wollen nicht unter die Jurisdiktion der Bischöfe zurückkehren. Aber wenn die Bischöfe das Evangelion gestatten, welches Recht haben sie dann zu dieser Opposition? Ihre Bedenken mögen nicht ganz ohne Grund sein; aber höre meine Meinung: wenn ich doch zwar nicht die (—weltliche—)Herrschaft, wohl aber die Administration der Bischöfe wiederherstellen könnte! Ich sehe nämlich, was für eine Kirche wir haben werden, wenn die kirchliche Verfassung vernichtet wird. Ich sehe, daß nachher eine weit unerträglichere Tyrannei entstehen wird, als jemals vorher gewesen ist" (C. R. 2, 328 ff.). Früher habe Luther auch nicht anders gedacht. Es gebe aber Leute, die ihn nur deshalb hochhielten, weil sie „durch ihn sich der Bischöfe entledigt und eine Freiheit erlangt haben, die der Nachwelt schwerlich frommen wird. Welcher Zustand wird in den Gemeinden eintreten, wenn die alten Gewohnheiten und Sitten abgeschafft sind, und bestimmte kirchliche Obrigkeiten nicht mehr sein werden!" (Das. 334.) Dem Alber schreibt er:

„An das Geschrei der Menge dürfen wir uns nicht kehren; wir haben den Frieden und die Zukunft im Auge zu behalten. Kann die Eintracht in Deutschland wieder hergestellt werden, so ist das für uns alle ein großes Glück. Welchen Zustand würden wir der Nachwelt hinterlassen, wenn die Jurisdiktion der Bischöfe vernichtet ist? Die Laien widmen der kirchlichen Gerichtsbarkeit keine Sorgfalt, so wenig als den Angelegenheiten der Religion. Und zu große Verschiedenheit der Kirchen untereinander schaden dem Frieden. Darum hielten wir es für nützlich, auf irgend eine Weise mit den Bischöfen ein Einvernehmen zu erreichen, damit nicht die Schmach eines Schisma fortwährend auf uns laste" (das. 302).

Doch nicht bloß vertrauten Freunden gegenüber äußert sich Melanchthon. Er vertritt seine Meinung auch gegen Luther, dessen Tyrannei ihm offenbar schon sehr drückend wurde. „Ihr glaubt gar nicht, wie sehr ich von den Nürnbergern und vielen anderen angefeindet werde, weil ich den Bischöfen die Jurisdiktion einräume. Nur für ihre eigene Herrschaft, nicht für das Evangelion streiten derart unsere Bundesgenossen. Diese Leute haben sich nach Abschüttlung des bischöflichen Jochs dermaßen an die neue Freiheit gewohnt, daß sie das alte Joch nicht wieder sich wollen auferlegen lassen. Am meisten gram sind der bischöflichen Jurisdiktion die Reichsstädte. An der Religion liegt ihnen gar nichts, es ist ihnen nur um die eigene Herrschaft und um die Freiheit von den Bischöfen zu thun" (das. 328. 336). Und in einem Gutachten an den sächsischen Kurfürsten und die übrigen protestantischen Stände weist er darauf hin, welche Folgen die Spaltung bereits gehabt habe. Der Pöbel sei frivol geworden; täglich entstünden neue Irrtümer, Sekten und Rotten. In Schulen und Kirchen könne die Zucht nicht aufrecht erhalten werden. Und es sei in der That den Leuten nicht zu verdenken, daß sie ihre Kinder nicht in die Schulen schicken wollten, da dieselben ja allen Gefahren ausgesetzt würden, welche die kirchliche Uneinigkeit mit sich bringe. Ferner wird auf die kirchliche Zerfahrenheit in den protestantisierten Ländern selbst hingewiesen. Was an dem einen Ort gelte, werde an einem anderen verboten, und umgekehrt. Kirchlicher Gehorsam sei dabei ein Ding der Unmöglichkeit; infolgedessen werde das Volk heidnisch und verwildere gänzlich (C. R. 2, 281).

Die Erfahrung hatte Melanchthon überdies belehrt, daß der von Luther etablierte sogenannte Summepiskopat der Territorialfürsten, den er, im Banne der Gefolgschaft Luthers vordem selbst vertreten hatte, sich bereits als ein wahres Nest einer kommenden „noch unerträglicheren Tyrannei" entpuppte. „Sehr sündigen wir, indem wir die Theologie an den Hof tragen, daher habe ich nichts dringender gewünscht in meinem Leben, als mich sobald als möglich aus diesen höfischen Beratschlagungen gänzlich zu befreien, und wenn

es mir den größten Schaden bringen sollte" (C. R. 2, 259 vom 7. August 1530). Die Fürsten, muß er bekennen, haben an der Religion selbst gar kein Interesse, „es gilt ihnen just eins so viel als das andere" (C. R. 2, 268). Mit ihm übereinstimmend schrieb Brenz, welcher auch zu dem engeren Ausschuß gehörte, der seit dem 16. August die neuen Ausgleichsverhandlungen besorgte, keinem rechtschaffenen Manne könne es ratsam erscheinen, daß der Hof das Kirchenregiment führe, da man ja überall sehe, wie sehr die Hof- und Staatsbeamten in den protestantisierten Fürstentümern auf die Theologen und Prediger drückten (das. 2, 362).

Am auffallendsten dürfte es sein, daß Melanchthon, damals das größte Grauen vor dem steigenden Einflusse der Zwinglinisten empfand. Diese Furcht war neben derjenigen vor der Tyrannei der Landes- und Stadtpäpste und vor der allgemeinen Zuchtlosigkeit und Zerfahrenheit einer der ihn am meisten treibenden Beweggründe. „Eine entsetzliche Zerrüttung der Kirchen und aller Regiment muß aus ihren Praktiken folgen." Sie prahlten damit, ins Reich einbrechen zu wollen; sie hätten nicht bloß unerträgliche Lehren, sondern auch aufrührerische Anschläge gegen den Kaiser. Die Zwinglinisten sind es, die „unsere Sache" verhaßt machen und ihr schaden; „der Kaiser hatte einen außerordentlich gemäßigten Reichstagsabschied vorgeschlagen, aber die N. N., jene Ochsenköpfe (βουκρανίζοντες), haben beinahe allein das Zustandekommen des Friedens verhindert, nachdem die Gegner billige Vorschläge gemacht haben (C. R. 2, 389). Die Furcht vor dem Einflusse Zwinglis war nicht unbegründet. Vor seinem heimlichen Entweichen vom Reichstage hatte der hessische Landgraf mit dem Herzoge Heinrich von Braunschweig einen Krieg gegen den Kaiser verabredet, der die Wiedereinsetzung des wegen seiner Empörung und seiner Schandthaten abgesetzten Herzogs Ulrich von Württemberg in sein Land zum Zwecke hatte, und schon längst zwischen Zwingli und Philipp vereinbart war. Melanchthon hatte im Verein mit Brenz den Hessen vergeblich abgemahnt: „Die Zwinglischen rühmen sich, daß sie mit Geld und Leuten wohl ausgerüstet seien und was für Anhang fremder Nation sie haben, wie sie Bistümer verteilen und frei werden wollen. Ein solches Vornehmen, dessen sie sich rühmen, wäre auch dann unchristlich, wenn sie die rechte Lehre hätten, denn aus demselben würde eine schreckliche Zerrüttung der Kirchen und aller Regiment folgen" (C. R. 2, 95).

Groß war der Haß und die Agitation gegen Melanchthons Bestrebungen. Landgraf Philipp wies seine Vertreter in Augsburg an, „dem vernünftigen, weltweisen, verzagten Philipp in die Würfel zu greifen." Am aufgebrachtesten gebärdeten sich die Nürnberger Gesandten, erbittert über das Zugeständnis der Jurisdiktion an die Bischöfe. Niemand habe auf diesem Reichstage „dem Evangelio mehr Schaden gethan", als Melanchthon. Auch der Landgraf nannte

ihn in einem Briefe an Zwingli einen „dem Evangelio Christi schädlichen Mann, der zurückgehe wie ein Krebs.“ Der Nürnberger Baumgartner beschuldigte ihn daneben der „Vermessenheit“; er höre auf niemand, fahre mit Fluchen und Schelten heraus, dämpfe die anderen mit seinem Ansehen, verunglimpfe die, welche ihm opponierten, habe im Verein mit Brenz den Markgrafen Georg von Brandenburg ganz irre gemacht und dränge seinen Kurfürsten zur Nachgiebigkeit; kurz er sei „kindischer als ein Kind geworden“. Merkwürdig ist die Haltung Luthers seinem Philipp gegenüber; er tröstet ihn wegen dieser Verunglimpfungen mit der Bemerkung, daß deren Urheber die den Bischöfen eingeräumte Jurisdiktion gar nicht verstünden (De W. 4, 163), und andererseits will er von diesem Zugeständnis nichts wissen. Ihm mißfällt überhaupt die ganze Verhandlung, da eine Einigung unmöglich sei, wenn nicht der Papst „sein ganzes Papsttum zerstört werden lassen“ wolle. Er findet sich zwar befriedigt in der Voraussetzung, daß seine Leute bei ihren Zugeständnissen immer „den Vorbehalt des Evangelii“ festhalten, in welchem auch noch „andere insidiae (Betrügereien) steckten, als die Widersacher itzund uns können vorwenden“, andererseits fürchtet er, daß letztere nachher „uns Treulose und Unbeständige schelten werden“. Dann wieder findet er, daß an einem solchen Vorwurf nichts gelegen sei; wenn man durch Täuschung der Gegner nur erst der Gewalt entgangen sei und das Zugeständnis des politischen Friedens erlangt habe, dann „werden wir unsere Falschheiten (dolos) und Vergehungen leicht verbessern“ (De W. 4, 154—158).

Es ist nicht zu leugnen, daß derartige Anweisungen an Melanchthon auch auf diesen den Schein zu werfen geeignet sind, auch er habe mit dem „Vorbehalt des Evangelii“ den Katholiken gegenüber ein falsches Spiel gespielt. Brenz bekennt sogar selbst: „Wir haben die Vorschläge so gestellt, damit es scheine, als hätten wir Zugeständnisse gemacht, während wir in Wirklichkeit überhaupt nichts zugestanden haben“ (C. R. 2, 362). Später sucht auch Melanchthon selbst den Nürnbergern gegenüber das Zugeständnis der bischöflichen Jurisdiktion dadurch abzuschwächen, daß er dieselbe abhängig mache von dem zuvor seitens der Bischöfe zu machenden Zugeständnis, daß sie die lutherische Lehre dulden wollten. Wenn sie sich dessen weigerten, müsse man ihnen das Anathema des Apostels Paulus entgegenstellen (C. R. 3, 964). Doch scheint mir diese Verteidigung mehr ein Beweis seines Zurückschwankens zu sein, als der Unehrlichkeit.

Gegen Ende der Verhandlungen tritt nämlich ein neuerlicher Wechsel bei Melanchthon hervor. Die Briefe Luthers und die Verdächtigungen der Städteboten blieben nicht ohne Einfluß. Er ließ sich wirklich zu der Aufstellung jener Bedingung drängen, auf welche er den Nürnbergern gegenüber sich beruft, daß nämlich die Bischöfe

sich zuvor verpflichten sollten, die lutherischen Prädikanten in ihren Pfarren zu bestätigen. Um diese Forderung zu begründen, flüchtet er sich hinter einen Satz, dessen Fadenscheinigkeit bei ruhigerem Nachdenken ihm sicher zum Bewußtsein gekommen wäre: die Bischöfe hätten ihre Jurisdiktion lediglich nach menschlichem Rechte, das (lutherische) Evangelion aber sei göttlichen Rechts. Bei ruhiger Überlegung würde ihm gewiß von selbst der Einwurf aufgetaucht sein, aus welchen Gründen er die Herstellung jener Jurisdiktion wünschen mußte. War sie lediglich menschlichen Rechts, so war sie nicht mehr wert, als die von ihm perhorreszierte sogenannte Summepiskopalgewalt der Territorialfürsten, deren gedeihliche Anfänge ihn bereits erschreckt hatten. Das „Evangelion" ist allerdings göttlichen Rechts, aber Luthers Auslegung und Handhabung desselben hatte er ja selbst in Hauptpunkten in seiner „Apologie" desavouiert, konnte also bei ruhiger Überlegung kaum die ehrliche Überzeugung haben, daß Luthers Lehre und das Evangelium identisch seien. Er als Kenner der paulinischen Briefe mußte andererseits doch wissen, daß die ἐπίσκοποι bereits in denselben auftreten und durch apostolische Handauflegung Weihe und Vollmacht erhalten, mithin ihre Jurisdiktion ungefähr gerade so göttlichen Rechtes ist, als die apostolische Lehre selbst. Ich sehe in diesem neuerlichen Umschwung Melanchthons daher mehr einen Beweis der inneren Haltlosigkeit des Mannes, als bewußter Unehrlichkeit. Vermutlich war es daher ihm ein Bedürfnis, von Luther und Konsorten sich einreden zu lassen, daß auf katholischer Seite das sei, was Luther eingestandenermaßen selbst mit seinem „Vorbehalt des Evangelii" praktizierte: „Eitel List und gefährliche Tücke", rein erheucheltes Nachgeben, um „Papst, Ablaß und Purgatorium" durch eine Hinterthür wieder einzuschmuggeln (C. R. 2, 374).

Mit Recht kann man Melanchthon nicht beschuldigen, meiner Meinung nach, daß er in den Augsburger Verhandlungen unehrlich gehandelt und es auf Täuschung der Katholiken abgesehen habe. Daß der Kaiser und die katholischen Stände sich über den eigentlichen Kardinalpunkt des Gegensatzes täuschten, liegt wohl auf der Hand. Und daß die „Apologie" sowohl, als die ganze Haltung Melanchthons sie in dieser Täuschung bestärken mußte, ist augenscheinlich. Daß aber Melanchthons Absicht dies gewesen, muß ich in Abrede nehmen. Luthers Absicht war es allerdings, und nur zu diesem Zwecke ist er einen Augenblick geneigt, oder scheint es wenigstens zu sein, die bischöfliche Jurisdiktion mit dem „Vorbehalt des Evangelii" zuzugestehen. Melanchthon im Gegenteil — den Eindruck wenigstens macht mir seine Haltung — wollte mit dem Zugeständnis derselben die Tendenz der protestantisierten Stände durchkreuzen. Er kannte sicher genau den Kardinalpunkt der Spaltung, nämlich den Gegensatz des neuen Territorial-Cäsaropapismus gegen die bischöfliche und päpstliche Kirchenregierung. Sein Grauen und Abscheu vor

jenem hat er unumwunden in vertraulichen Korrespondenzen ausgesprochen. Ich sehe in seinen Konzessionen den, wenn auch verunglückten, aber doch ernstlichen Versuch, dem im Entstehen begriffenen Landeskirchentum die Weiterentwicklung unmöglich zu machen, es im Entstehen selbst zu ersticken. Hätte man katholischerseits die wahre Sachlage durchschaut, anstatt die Differenz in dogmatischen Verschiedenheiten zu suchen, und der protestantischen Politik auch Politik entgegengestellt, so würde man vielleicht den lutherischen „Vorbehalt des Evangelii" einfach acceptiert haben unter der Bedingung, daß mit der Herstellung der bischöflichen Jurisdiktion Ernst gemacht würde. Geschah dieses, so war bei der Stimmung des Volkes in den protestantisierten Fürstentümern die Rückführung derselben zur Kirche so gut wie gewiß. Allerdings mußten die Bischöfe die Männer danach sein und nötigen Falls von den protestantischen Fürsten sich zu Märtyrern machen lassen, wenn diese sie an der Ausübung der Jurisdiktion gegenüber den Prädikanten, die ja die Weihen von denselben hätten begehren und ihnen Gehorsam geloben müssen, hindern wollten.

Melanchthon allein konnte mit seinen Konzessionen nicht durchdringen, weil die Stände gerade diese am wenigsten wollten, er aber gebunden und von seinem Kurfürsten abhängig war. Letzteren zu gewinnen hat er ehrlich versucht. Daß er bald flügellahm wurde, daß er dann zurückschwenkte, daß er sogar ins Gegenteil umschlug und, von den Katholiken im Stiche gelassen, plötzlich mit den rabiatesten Gegnern der Kirche, mit Butzer und dann mit den ihm vorher verhaßten Zwinglinisten gegen Luther sich verbündete, sind Symptome seiner inneren Haltlosigkeit und zugleich seines inneren Gegensatzes gegen letzteren.

Auf der Rückreise von Augsburg begann er nun die Apologie seiner „Apologie" zu schreiben. Dieselbe liefert den Beweis, daß ihr Verfasser die Hoffnung und den Gedanken aufgegeben hatte, eine Einigung mit der alten Kirche zustande zu bringen. Seitdem tritt er in den sich wiederholenden Kolloquien und Einigungsversuchen allmählich anders auf. Seitdem nähert er sich mehr und mehr dem Zwinglinismus.

Katholischerseits gab man sich eine Zeit lang noch der Hoffnung hin, Melanchthon könne gewonnen werden. Aber schon im Juni 1532 giebt Aleander von Regensburg aus seinem Mißtrauen gegen denselben Ausdruck (Laem. Mon. Vat. 128. cf. 103).

Es scheint, daß Papst Clemens VII., dem Drängen des Kaisers nachgebend, einen Augenblick zu Zugeständnissen an die Protestanten und zur Berufung eines Konzils, welches die sogenannte Augsburgische Konfession gefordert hatte, bereit gewesen sei. Der kaiserliche Botschafter bei der Kurie, Muscetola, wenigstens berichtet am 19. April 1532, daß römische Theologen, denen der Papst die Augsburgische

Konfession zur Begutachtung übergeben habe, geurteilt hatten, vieles darin sei ganz katholisch, anderes so, daß man mit den Protestanten darüber verhandeln und einen Mittelweg finden könne. Der Papst habe von weitsichtigen Theologen dann ein Gutachten gefordert, welches solchen Mittelweg behufs Aussöhnung und Einigung vorschlagen solle.

Nach der in demselben Jahre stattgefundenen Zusammenkunft Karls V. mit dem Papste schickte letzterer in der That seinen Sekretär Hugo Rangone nach Deutschland mit den Bedingungen für ein Konzil, welches er sechs Monate nach Einlauf zusagender Antworten seitens der Fürsten in Mantua, Bologna oder Piacenza versammeln wolle. Mit Rangone kam der kaiserliche Orator Lambert de Briaerde vom Hofe Ferdinands, den sie zuerst besucht, an den des sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich, dem ein freundliches Schreiben des Papstes überreicht wurde. Der Empfang war zwar noch höflich, aber der Fürst zog sich hinter die bevorstehende Versammlung seiner Bundesgenossen in Schmalkalden zurück, ohne die er nichts entscheiden könne, und beauftragte Luther und Melanchthon, Gutachten über die Forderung des Papstes zu verfassen, daß man eine Erklärung abgebe, man wolle die Beschlüsse des zu berufenden Konzils annehmen und halten.

Melanchthons Gutachten gesteht dem Papste noch das Recht zu, das Konzil zu berufen und den Vorsitz auf demselben zu führen. Abschlagen könne man dasselbe nicht, schon wegen der anderen Nationen. Es war das schon deshalb unthunlich, weil im Februar 1531 die Schmalkaldener in einem Schreiben an die Könige von Frankreich und England gegen den Augsburger Abschied an ein „freies allgemeines Konzil" appelliert hatten. Melanchthon erklärt es dann für unrühmlich, wenn man die Darlegung der eigenen Lehre auf einem solchen scheue; man erbiete sich also zum Besuche desselben, da es als ein freies zugesagt sei und also ein leidlicher Prozeß und Verhör in Aussicht stehe. Zugleich aber befürwortet Melanchthon die Weigerung der vorherigen Verpflichtung zum Halten der Konzilsbeschlüsse, und sucht dieselbe zu begründen (C. R. 2, 655 ff.; vgl. Camerar. Vita Melanchth. c. 44, 60). Er widerrät das von dem Kurfürsten geplante „Gegenkonzil" als ein „unnötig" und Verdacht erregendes Ding mit dem sehr triftigen Grunde: „Dieweil man siehet, daß wir nicht einig sind." Zuvor sei die Einigkeit im eigenen Lager herzustellen.

Als dann im Juni 1536 Paul III. infolge Drängens des Kaisers, der zu Ostern d. J. in Rom mit dem Papste zusammen gekommen war, ein allgemeines Konzil nach Mantua auf den Mai 1537 ausgeschrieben hatte, ließ der sächsische Kurfürst wieder seine Theologen Gutachten verfassen. Ein gemeinsames Bedenken der Juristen und Theologen gesteht noch dem Papste das Recht zu, ein

Konzil auszuschreiben; damit sei aber nicht zugestanden, daß man das Konzil auch als Richter anerkenne. Im Dezember 1536 mußten Luther und die übrigen Theologen abermals ein Gutachten abgeben. Das päpstliche Ausschreiben hatte das neu etablierte Landeskirchentum andeutungsweise berührt. Demgemäß erklärt Luther, die Fürsten seien als weltliche Obrigkeit schuldig, in ihren Territorien die rechte (d. h. Luthers) Lehre zu pflanzen und zu erhalten, weil das Evangelion die weltliche Gewalt bestätige und deren Schutz für sich zulasse. Auch Melanchthon unterschrieb diese Sätze. Doch verfaßte er noch besondere Gutachten (C. R. 3, 131—136). Da der Papst vorhabe, „uns zu verdammen und den Kaiser zur Exekution zu treiben," so sei das Beste, das Zustandekommen des Konzils zu verhindern. Offen dürfe das jedoch nicht geschehen, da man sonst den Schein auf sich lade, als scheue man das Licht, und als habe man es von vornherein auf ein Schisma abgesehen. Daraus könne ewige Zerrüttung der ganzen Christenheit und vielleicht der Ruin der deutschen Nation folgen. Auch könne ein allgemeines Konzil nur vom Papste ausgeschrieben werden. Das Endergebnis des Schreibens ist das Eingeständnis seiner Ratlosigkeit, die nichts Besseres vorzubringen weiß, als die unbestimmte Wendung, man könne „vielleicht" eine „allgemeine Antwort" ausfindig machen, die zu nichts verpflichte und doch genüge (C. R. 3, 131 ff.). Da der Kurfürst indes von einem Konzil nichts wissen wollte, vielmehr ein „freies" Gegenkonzil plante, welches Luther nach Augsburg ausschreiben, und welches dort unter dem Schutze eines protestantischen Heeres tagen sollte, so mußte Melanchthon sich dazu bequemen, einen Protest gegen die päpstliche Einladung abzufassen (C. R. 3, 157 ff.). Dann wieder wollte der Kurfürst in ein Konzil willigen, auf welchem der „Papst und Konzilium" als der eine, die Protestierenden als der „andere Part" erscheinen und über sich entscheiden lassen solle.

Der päpstliche Legat, Petrus von der Vorst, Bischof von Acqui, suchte am 4. Februar 1537 in Weimar vergebens eine Audienz bei Johann Friedrich nach. Er wurde nach Schmalkalden beschieden. Hier empfing ihn am 28. Februar der Kurfürst zwar, ließ ihn aber alsbald allein, indem er lachend sich entfernte und dann durch seine Räte ihm bedeuten ließ, er könne die mitgebrachten Breven wieder mit sich in seine Herberge nehmen. Die übrigen Fürsten, die in Schmalkalden zu einem Bundestage versammelt waren, ließen ihn gar nicht vor. Am 2. März wurden ihm die Breven uneröffnet zurückgeschickt mit der Antwort, man werde nicht auf das Konzil kommen. Da auch 36 protestantische Theologen in Schmalkalden anwesend waren, so wurden dieselben befehligt, die „Augsburgische Konfession" nochmals durchzulesen und zu unterschreiben; die Lehre selbst jedoch durften sie nicht besprechen, erzählt Melanchthon (C. R. 3, 270), damit nicht Zwistigkeiten entstünden, die das Bündnis der

Schmalkaldener gefährden könnten. „Damit wir jedoch nicht ganz umsonst hier sind, hat man uns befohlen, etwas über den Primat des Papstes aufzusetzen." Die kränkende Abweisung des päpstlichen Legaten war übrigens nicht nach Melanchthons Sinn.

Luther wurde dann mit der Abfassung neuer Artikel befehligt. Sie trugen seinen Stempel. Der Papst figuriert in ihnen als des Teufels Apostel und Antichrist, „den wir so wenig leiden können zum Haupt und Herrn, als den Teufel selbs für einen Herr oder Gott anbeten." Melanchthon hatte zwar eine mildere Fassung vorgeschlagen, unterschrieb aber doch diese Artikel, als er mit derselben abgewiesen war, und suchte sie durch den müßigen Zusatz zu salvieren, daß dem Papste, „so er das Evangelion wollte zulassen, um Friedens und gemeiner Einigkeit willen, seine Superiorität über die Bischöfe, die er sonst hat, jure humano auch von uns zugelassen sei." In der Vorrede erklärt Luther, daß die Protestanten eines Konzils nicht bedürften. Auch hiergegen protestierte Melanchthon vergeblich; er wollte es nicht abgeschlagen wissen und dem Papste wenigstens das Recht der Berufung, wenn auch nicht das der Entscheidung über die Konzilsbeschlüsse zugestehen. Er fürchte, schreibt er an Camerarius, daß die Spaltung auf folgende Generationen übergehen und eine „schreckliche Barbarei und Verwüstung aller Künste und weltlichen Ämter" in Deutschland zur Folge haben werde. „Schon jetzt haben gerade solche an dieser Barbarei ihre Freude, die am meisten Ursache hätten, derselben entgegenzuarbeiten" (C. R. 3, 293).

Gleichsam zur Strafe für diese ohnmächtigen Versuche, seine Ansicht zu vertreten, wurde er zunächst befehligt, eine Rechtfertigungsschrift an die Adresse der Könige von England und Frankreich zu verfassen: „Weshalb die Fürsten sich weigern, das Konzil zu beschicken, wo der Papst Partei und Richter sein soll." Die protestantischen Stände werden in der Überschrift als die „Bekenner der reinen und katholischen Lehre des Evangelii" bezeichnet (C. R. 3, 313 ff.). Eine andere Protestschrift wurde dem kaiserlichen Orator Held überreicht (Responsio Ducis Saxoniae et Confoederatorum in causa Concilii ad oratorem Imperatoris. 3. Mart. C. R. 3, 301 ff.). Die vorher genannte Schrift datiert vom 5. März. Das Seltsame in diesen Aktenstücken ist neben der Erklärung, daß „diese reine Lehre des Evangelii, welche wir befolgen, ohne Zweifel die einhellige Lehre der katholischen Kirche Christi" sei, die andere: „wir werden uns von der Einheit und der Übereinstimmung der katholischen Kirche Christi niemals trennen" (C. R. 3, 307). Beabsichtigte Melanchthon hierdurch der Erklärung der Schmalkaldischen Artikel Luthers, man wolle den Papst, weil er der Antichrist sei, nicht als Haupt der Kirche anerkennen, entgegenzutreten; oder glaubte er beide Erklärungen vereinigen zu können? Und wie ist diese seine Erklärung in Einklang zu bringen mit der Überzeugung,

daß das Vorgehen der Fürsten die Einigkeit der Kirche gerade zerriß? Ich habe in diesen anscheinend einander widersprechenden Erklärungen früher eitel Lug und Trug gesehen. Ich glaube, daß ich doch wohl zu scharf geurteilt. Will man freilich die Protestierenden nach dem Maßstabe dessen beurteilen, was sie der päpstlichen Politik, den päpstlichen Legaten und Theologen nachsagen, so wird man nach dem bekannten Sprichwort von der Ofenbank dazu kommen, sie dessen zu bezüchtigen, was sie jenen schuld geben. Luther hat allerdings bezeugt, daß er den „Vorbehalt des Evangelii" zur Täuschung der Katholiken gebrauche. Er wollte Gleiches mit Gleichem vergelten, denn er sah auf katholischer Seite nichts als Täuscherei. Der Politik eines Clemens VII. und Paul III. wird auch wohl nur jene Art Geschichtsdarstellung Ehrlichkeit und Treue zusprechen, die um jeden Preis alles, was von Päpsten geschehen ist, verteidigen zu müssen glaubt, oder zu vertuschen, wegen der bekannten Empfindlichkeit gewisser Kreise. Wenn also die Protestierenden den Päpstlichen Unehrlichkeit vorwarfen, so hatten sie, was die Politik der Mediceer und Farnese betrifft, teilweise recht. Damit ist ihre eigene Unehrlichkeit natürlich nicht gerechtfertigt. Die Schmalkaldener spielten in der That in der Konzilsfrage ein unehrliches Spiel. Aber andererseits dürfte die volle Tragweite des von Luther aufgestellten Territorialprincips ihnen kaum völlig klar gewesen sein. Auch frühere Schismatiker wollten sich durch die Lossagung von einem Papste noch nicht von der Einheit der Kirche trennen und erblickten in derselben nicht die Lossagung von der Kirche. Der jeweilige Papst ist noch nicht die Kirche. So mag auch Melanchthon gedacht haben. Luther freilich macht das Papsttum selbst zum Antichristentum und sagt sich principiell von ihm los. Melanchthon widerspricht dem durch die in Rede stehenden Erklärungen. Die Stände unterschreiben beides, Luthers und Melanchthons einander widersprechende und ausschließende Erklärungen, der beste Beweis, wie mir scheint, für ihre Unklarheit. Der sie treibende Gesichtspunkt ist allein die gewinnreiche Aufrechterhaltung des Territorialkirchentums, ein Gegenstück zu jener Haus- und Kirchenstaatspolitik verschiedener Päpste, die die Kirche in solche Krisen hineingebracht hat.

Melanchthon wurde bald nachher von seinem Landespapst gezwungen, in einen Apfel zu beißen, der ihm sehr sauer geschmeckt haben dürfte. Er mußte eine Schrift gegen die Gewalt des Papstes schreiben ganz im Sinne Luthers (C. R. 3, 271 ff.). Alle Zeichen des Antichrists passen auf den Papst und seinen Anhang, das ist die Quintessenz derselben. Auch die Ordination der Geistlichen durch die Bischöfe ist überflüssig, da das Priesteramt jedem Christen durch die Taufe inhäriert und die Übertragung der Funktionen an Einzelne lediglich menschliche Ordnung ist und im Namen der Gemeinde geschieht.

Die beständige Verzögerung des Konzils, welche den Verhandlungen mit den protestierenden Ständen folgte, schien der Behauptung Luthers und Anderer Recht geben zu wollen, daß im Grunde die Kurie dasselbe gar nicht ernstlich wolle. Wenn dagegen behauptet worden ist, Clemens VII. habe dem Zustandekommen nicht entgegengearbeitet, so dürfte der Bericht des venetianischen Gesandten in Rom, Antonio Soriano (1535) denn doch mehr Glaubwürdigkeit verdienen. „Seitens Clemens wurde das Konzil mit allen Mitteln und mit allen nur möglichen Wegen geflohen, und die Furcht vor demselben peinigte mehr als jede andere Sache das Gemüt Seiner Heiligkeit derart, daß dieselbe deswegen die Freundschaft des Kaisers und anderer verlor und schließlich das eigene Leben.“ Bestätigt wird dies Urteil durch die Schwenkung, welche die Kirchenstaatspolitik des Mediceers im Oktober 1533 vom Kaiser, dessen Macht er wegen des Kirchenstaats fürchtete, zu Franz I. von Frankreich machte, mit dem er in Marseille zusammengekommen war und sich verbündet hatte, geködert durch dessen Versprechungen hinsichtlich des Kirchenstaats, deren Unehrlichkeit er noch vor seinem Tode (25. September) einsehen mußte. Was Paul III. Farnese betrifft, so ist dessen Hauspolitik sattsam bekannt. Im Beginn seines Pontifikats gewann es allerdings den Anschein, als sei sein ganzes Streben auf das Zustandekommen des Konzils konzentriert. Er hatte vor seiner Wahl schon, um sich zu derselben zu empfehlen, versichert, wenn er gewählt werde, wolle er, wenn irgend möglich, das Konzil ausschreiben. Er war also hierdurch gebunden. Eine Instruktion aus dem Jahre 1537 an den Nuntius beim Kaiser sucht den Verdacht zu beseitigen, daß der Papst an der Verzögerung Schuld trage, versichert, daß er schon vor der Wahl „das wegen der Schäden der Kirche so notwendige Konzil gewünscht habe“, versichert ferner, daß „inzwischen Seine Heiligkeit bereits vier Kardinäle deputiert habe, um unsere Reformation zu machen, und sie wird sein mit der That (con effetto) und nicht mit Worten“. Der Herzog von Mantua ist schuld, daß das Konzil dort nicht zustande kommt, und da die Schmalkaldener nicht teilnehmen wollen, so ist die Wahl eines anderen Ortes jetzt allein Sache der Katholiken unter sich. Der Papst will die Venetianer um eine Stadt ersuchen, und wenn diese nicht wollen, eine solche des Kirchenstaates auswählen, was jeden Katholiken befriedigen würde, zumal der Papst beständig Neutralität bewahre. Angesichts dieser Instruktion ist es doch einigermaßen verwunderlich, daß der Papst, obgleich Venedig die Stadt Vicenza angeboten hatte, dennoch im Mai 1539 das Konzil auf unbestimmte Zeit verschob. Die Meldung des französischen Königs, die Protestanten würden niemals in einer italienischen Stadt zum Konzil erscheinen, konnte um so weniger ein Grund dafür sein, als in der angeführten Instruktion der Papst ja auf deren Erscheinen verzichtet und das Konzil ohne sie halten zu wollen erklärt hatte. In

der Folge entwickelte sich die Stellung des vor allen Dingen auf die Erhöhung seiner Familie bedachten Farnese auf dem Stuhle Petri zu dem dieser opponierenden Kaiser in der Richtung, daß Paul III. nicht bloß über den Widerstand der Protestanten gegen den Kaiser sich freute, sondern auch für eine Unterstützung derselben sich dem französischen Gesandten Du Mortier gegenüber aussprach (Janssen, Gesch. d. Deutsch. Volkes 3, 600. 601). Schon seit dem Jahre 1542 hatte Paul III. sich dem französischen Könige genähert. Aus diesen Gründen ist es begreiflich, daß Franz' I. Intriguen gegen das Zustandekommen des Konzils einen Erfolg haben konnten, den sie sicher nicht gehabt, wenn der anfängliche Eifer Pauls III. sich nicht bedeutend abgekühlt gehabt hätte.

Kehren wir zu dem unter der Tyrannei seines Kurfürsten und Luthers sich eigenem Geständnisse gemäß zur Sklaverei verurteilt fühlenden Melanchthon zurück. „Ich sehe, ich bin zur Sklaverei geboren, und zwar zu einer schweren," schrieb er an Camerarius (5. Februar 1536). Aber er blieb in derselben, „weil ich ohne Skandal mich nicht losreißen kann" (15. März 1537).

Das haltlose Hin- und Herschwanken des kleinen Gelehrten tritt fast noch drastischer als in der Konzilsfrage hervor in den Beziehungen, in welche er sich zu den ihm so gründlich verhaßten Zwinglinisten hineinziehen ließ.

Seine Anschuldigungen gegen dieselben sind uns noch in frischer Erinnerung. Noch am 14. Juli hatte er hinsichtlich eines von Zwingli an den Kaiser adressierten Bekenntnisses Luther gegenüber sich äußerst verächtlich geäußert; der Züricher erscheine ihm beinahe „geradezu verrückt". Wie den Zwinglinisten hatte er auch den Häuptern der zu dieser sehr hinneigenden Straßburger Partei, Butzer und Sturm, schuld gegeben, daß sie das Zustandekommen des von ihm so sehr betriebenen Ausgleichs verhindert hätten. Butzer war selbst nach Augsburg gekommen, um mit Melanchthon Fühlung zu gewinnen. Anfangs hatte sich dieser dagegen gesträubt, schließlich aber sich doch mit demselben in mündliche Verhandlungen eingelassen. Beide, Melanchthon wie Luther, dem Butzer Thesen geschickt hatte, hielten den Straßburger für einen mit „Schalkheit und Täuscherei" umgehenden Intriguanten. Und doch konnte schon Ende August ein Ulmer Städtebote seinem Rate die angenehme Nachricht schicken, daß Melanchthon und Butzer „gar eins" seien. Durch seine wohl angebrachten Schmeicheleien hatte dieser Exdominikaner auch Luther, den er im September auf der Koburg besucht hatte, derart zu gewinnen verstanden, daß derselbe zu einer „Aussöhnung" mit den Straßburgern sich gnädig bereit hatte finden lassen. Infolge des Drucks, welchen Philipp von Hessen durch seine geistige und politische Überlegenheit auf den bornierten sächsischen Kurfürsten ausgeübt, hatte dieser sogar die Städte Zürich, Basel und Bern mit der Be-

dingung, die sogenannte Confessio tetrapolitana der oberdeutschen Städte (Straßburg, Konstanz, Lindau und Memmingen) anzuerkennen, zum Eintritt in den inzwischen geschlossenen schmalkaldischen Bund einladen lassen (Ende 1530). Der Wille des Kurfürsten wiederum hatte dem widerhaarigen Luther die Erkenntnis von der Notwendigkeit eines politischen Bündnisses mit der Anhängerschaft seines verhaßten Rivalen Zwingli eröffnet. Ein vom Kurfürsten ihm anbefohlenes Gutachten dispensiert in Gnaden die Zwinglinisten vom Zugeständnis des neuesten gegen sie von Luthers Seite als Bollwerk aufgerichteten Satzes, daß die Gottlosen im Abendmahl den Leib Christi empfingen; er will „diesmals“ die Disputation darüber „suspendieren“.

Seit 1531 blieb Melanchthon mit Butzer in Korrespondenz und ließ sich von demselben erleuchten durch die Erkenntnis, daß die zwinglische Lehre vom Abendmahle, mit welcher übrigens die ursprüngliche Lehre Luthers sich sehr nahe berührte, schon in Schriften der alten katholischen Kirche enthalten sei. Man muß zugestehen, daß bei den Alexandrinern sich ähnliche Auffassungen finden, während die Lehre von der Wandlung verhältnismäßig jungen Datums ist. Die Folge dieser Erkenntnis war, daß Melanchthon die seinem Rationalismus mehr zusagende zwinglische Lehre sich aneignete. Die neue Verbrüderung mit Butzer brachte ihm die Ehre, von Franz I. von Frankreich um ein Gutachten angegangen zu werden über die Vereinigung der Kirche Frankreichs mit dem deutschen Protestantismus. Dieselbe sollte aber ohne Lostrennung Frankreichs von der alten Kirche bewerkstelligt werden. Ein Augsburger, Namens Geiger, wurde zu Butzer und Melanchthon geschickt, um sie um Vorschläge für die projektierte Verbindung zu ersuchen. Der kleine Gelehrte scheint sich nicht wenig geschmeichelt gefühlt zu haben und sah den Erfolg seines „Concilium ad Gallos“ (Ratschlag für die Franzosen) schon mit Zuversicht als gewiß erblühen. Es war das um die Zeit, als Landgraf Philipp im Einverständnis mit den bayerischen Herzogen die Könige von Frankreich und England zum Eintritt in den schmalkaldischen Bund eingeladen hatte, als die Schmalkaldener und Bayern mit Franz I. das Bündnis zu Schevern abschlossen, als gleichzeitig die Schmalkaldener und Bayern mit dem in Ungarn gegen Ferdinand kämpfenden Zapolya Verbindungen unterhielten. Melanchthon hatte schon im Februar 1531 an Franz I. auf Befehl seines Kurfürsten ein Schreiben abfassen müssen, in welchem diesem mitgeteilt wird, daß der Kurfürst zum Besten des Reiches und um die Freiheiten desselben zu erhalten, gegen die in Köln geschehene Wahl Ferdinands zum römischen Könige protestiert habe, dem besonderen Wohlwollen des Königs wie bisher sich empfehle und in jeder Weise demselben sich dankbar erzeigen werde (C. R. 2, 478 ff.). Gleichzeitig war an Franz I. und Heinrich VIII. jenes Schreiben der

Schmalkaldener abgegangen, in welchem sie gegen den Augsburger Reichstagsabschied an ein allgemeines Konzil appelliert und dieselben ersucht hatten, ein solches zu betreiben. Wo war der Patriotismus und die Verehrung Melanchthons gegen den Kaiser geblieben, als er sich zur Abfassung solcher hochverräterischen Schreiben hergab, während er in vertraulichen Briefen die Besorgnis ausspricht, infolge dieser Umtriebe werde es zum Kriege kommen, und zugleich die Überzeugung, daß seine Auftraggeber nicht sowohl die Sache Christi, als vielmehr die Befriedigung ihrer politischen Begierden und Gelüste suchten (C. R. 2, 492).

Der in Frankreich erhoffte Erfolg seines Gutachtens blieb jedoch aus. Dasselbe trug ihm vielmehr den Hohn der Katholiken und den Widerspruch der „evangelischen Eiferer“ ein. Dafür tröstete ihn im folgenden Jahre (1533) die Einladung seitens Königs Franz, nach Paris zu kommen und die „Kirchenvereinigung“ durchzuführen. Der König verlangte von der Sorbonne, mit Melanchthon und Butzer eine Disputation zu halten und entsetzte einige der Professoren, als die Universität die Disputation verweigerte und verlangte, die Ketzer sollten ihre Sätze schriftlich einreichen, dann würden sie belehrt werden. Melanchthon sagte seine begehrte Anwesenheit in Paris mit Vergnügen zu, zumal auch die Königin und der Kardinal Bellay seine Herkunft wünschten. Er hatte jedoch die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der Kurfürst verbot ihm die Reise und verweigerte ihm dann auch den Urlaub, den er nachgesucht, um als Privatmann zu reisen, mit Androhung der Entlassung. Man traute in Sachsen weder der Ehrlichkeit des Königs, noch der Festigkeit Melanchthons. Letzterer mochte sich tief gekränkt fühlen, machte aber schließlich gute Miene zum bösen Spiel.

Nicht besser ging's ihm mit den wiederholten Einladungen nach England. Auch deren Annahme wurde ihm verweigert. Aber die Dedikation seiner dogmatischen Schrift „loci“ an Heinrich VIII. brachte ihm wenigstens 200 Goldgulden ein. Der Versuch, den König zur Annahme der „Augsburgischen Konfession“ zu bringen, mißglückte.

Dagegen glückte ihm die sogenannte Wittenberger Konkordia.

Schon in einem Schreiben Melanchthons aus dem Jahre 1534 an Philipp von Hessen, gelegentlich der Protestantisierung Württembergs verfaßt, lesen wir, daß alle frommen Christen in Frankreich und England an dem Streit zwischen Luther und den Zwinglinisten über das Abendmahl schweren Anstoß nähmen. Er bittet daher den Fürsten, „auf Wege zu denken, wie eine beständige Konkordie in diesem Artikel gemacht werde, denn in anderen ist keine Uneinigkeit. Alles, was nur möglich ist, will ich von Herzen gern thun, daß diese Sache zu christlicher Einigkeit gebracht werde, und wollte auf Erden nichts lieber sehen.“ Der Landgraf sei der rechte Mann dazu, denn

vor ihm habe Luther wenigstens einigen Respekt; er möge daher seinen Einfluß in dieser Richtung geltend machen (C. R. 2, 498 ff. 776 ff. 2c.). In der That lautete die Antwort Luthers auf eine Zuschrift des Landgrafen entgegenkommend. Ende Dezember 1534 trafen sich Melanchthon und Butzer, von Philipp eingeladen, in Kassel, um die Konkordie zu verhandeln. Dieser Zusammenkunft folgte im Mai 1536 in Eisenach eine Verhandlung mit den oberdeutschen Zwinglinisten, die aber bald nach Wittenberg verlegt wurde. Die Verhandlungen wechselten mit Unterhaltungen ab, bei denen „auf sächsisch weiter gekneipt" wurde, und hatten die Einigung zum fröhlichen Resultat. Die Wittenberger Konkordie wird dasselbe genannt. Sie war hauptsächlich Melanchthons Werk. Er bemühte sich jedoch bei den Verhandlungen, seinen inzwischen vollzogenen Übertritt zur zwinglischen Lehre noch möglichst zu verdecken.

Zwischen dem Zwinglinismus und dem ursprünglichen Lutherismus scheint kein großer Unterschied zu sein. Ersterer dürfte auf philosophischem Wege, letzterer von einer Art von Mystik aus zu denselben Resultaten gelangt sein. Dieselbe totale Unfreiheit des menschlichen Willens, welche Zwingli lehrt, verkündet auch Luther noch in seiner Schrift De servo arbitrio gegen Erasmus. Aussprüche des Apostels Paulus, wie derjenige „von dem Verkauftsein des unwiedergeborenen Menschen unter die Sünde", von dem Gesetze der Sünde in den Gliedern konnten als biblische Beweisstellen benutzt werden. Wenn Zwingli die Sünde zu einem von Gott gewollten und gesetzten notwendigen Durchgangsmoment auffaßt, so konnte er sich auch hierfür auf Bibelsprüche berufen, wie die paulinische Deduktion, daß Gott alles der Sünde unterworfen, unter die Sünde beschlossen habe, damit durch die Gnade alles befreit werde. Die weitere Konsequenz der absoluten Prädestination haben beide, Zwingli wie Luther, gezogen, ebenso später Calvin. Selbst in der Sakramentslehre wandeln beide dieselben Pfade, indem auch Luther anfangs die Sakramente als bloße äußere Zeichen ansieht, die ihren Inhalt erst durch den Glauben des Empfängers empfangen. Erst die Rivalität mit Zwingli scheint für Luther der Anlaß gewesen zu sein, in dieser Lehre einen anderen Weg einzuschlagen, indem er den seiner Lehre vom Glauben widersprechenden Satz aufnimmt, daß auch die Gottlosen im Abendmahle den Leib Christi empfingen. Melanchthon wird sich durch die Konsequenz des rationalisierenden Systems Zwinglis haben bestechen lassen.

Nach Zwinglis in der Schlacht bei Kappel 1531 erfolgtem Tode hörten zwar die Verbindungen der deutschen oberländischen Städte mit den zwinglisierten Schweizerkantonen vorläufig auf, ein gemäßigter Zwinglianismus aber setzte infolge der Verbindung jener Städte mit den Schmalkaldenern seinen Eroberungszug in Deutschland fort.

In Straßburg, Konstanz, Ulm, Memmingen, Lindau und

Schwaben hatte er schon seit 1528 angefangen, festen Fuß zu fassen. Landgraf Philipp öffnete ihm Hessen. Die Protestantisierung Württembergs seit dem Vertrage von Caden 1534 bezeichnet eine weitere Etappe seiner Ausbreitung und führte Melanchthon mit dem Zwinglinisten Blarer zusammen. Die Zwinglinisten Butzer und Capito waren die Hauptapostel dieser Richtung in Deutschland, und sie waren es, welche die Wittenberger Konkordie von Zwinglischer Seite zu stande bringen halfen (1536).

Hatte Melanchthon anfangs die aus politischen Gründen hervorgegangenen Versuche Butzers und Blarers, die Differenz in der Abendmahlslehre zu vertuschen, eine Philosophie des Verhehlens genannt (C. R. 3, 340), so war er in Kassel schon anderer Meinung geworden. Doch bei den Verhandlungen in Wittenberg nötigte noch der kurfürstliche Befehl, bei der Augsburgischen Konfession zu bleiben, die Konkordanten, Butzer und die Zwinglinisten eingeschlossen, zur vorläufigen Anerkennung der lutherischen Auffassung. Die von Melanchthon verfaßte Einigungsformel (25. Mai 1536) verwirft die Wandlung und die Gegenwart des eucharistischen Christus außer der Sakramentsnießung, setzt jedoch fest, daß die Wirklichkeit des Sakramentes nicht abhänge von der Würdigkeit oder Unwürdigkeit weder des Spenders noch des Empfängers. Landgraf Philipp befahl zwar die Anerkennung dieser Formel in Hessen als allein gültige an, aber in den oberdeutschen Städten und mehr noch in der Schweiz stieß sie auf heftigen Widerstand. Butzer unternahm es, ihre Übereinstimmung mit Zwingli nachzuweisen. Die Schweizer richteten darauf an Luther eine Erklärung, daß sie nur einen geistigen, nicht einen mündlichen Genuß im Abendmahl annehmen könnten. Butzer erschien mit derselben im Februar 1537 auf dem Tage zu Schmalkalden.

Der sächsische Kurfürst hatte inzwischen aus politischen Gründen begriffen, daß eine Einigung der Schmalkaldener mit den Schweizern gegenüber Kaiser und Papst an der Zeit sei. Infolgedessen wurde der Beschluß gefaßt, daß man mit der Erklärung der Schweizer zufrieden sei. Selbst Luther lenkte ein und versicherte in einem Schreiben an die Schweizer, auch er nehme nicht an, daß Christus irgendwie vom Himmel herabfahre, um im Abendmahle gegenwärtig zu sein; das Wie? desselben lasse er auf sich beruhen. Von der wesentlichen Gegenwart des Leibes Christi und vom Empfange desselben seitens der Unwürdigen, die er sonst dem Zwingli entgegengestellt, schwieg er gänzlich und hielt es für das Beste, gegeneinander freundlich zu sein, wenn man sich auch gegenseitig nicht völlig verstände (De W. 5, 83 ff.).

Um die Schweizer noch mehr zu befriedigen, veröffentlichte nun Melanchthon eine neue Ausgabe der „Augsburgischen Konfession“, in welcher die ursprüngliche Fassung, der Leib und das Blut Christi sei im Abendmahle wahrhaft gegenwärtig und werde ausgeteilt, ver=

ändert wurde in den Satz, es werden mit dem Brot und Wein dieselben wahrhaft dargereicht. Da um des Volkes willen in den lutherisierten Territorien die Elevation, Meßgewänder und Altarkerzen beibehalten waren, drangen die Zwinglinisten schon während der Verhandlungen über die Konkordie auf Abschaffung dieser überflüssigen Ceremonien. Landgraf Philipp, der dieselbe bereits besorgt hatte, vermochte nach längerem Widerstande schließlich auch den Kurfürsten dazu. Wie Melanchthon selbst hinsichtlich des Abendmahls dachte, war 1537 Luther noch unbekannt. Derselbe hatte indes bemerkt, daß er lange Zeit dasselbe nicht empfangen habe (C. R. 3, 427).

Doch nicht bloß dem Zwinglinismus gegenüber vollzog sich ein Wechsel in den Anschauungen Melanchthons. Wir bemerken einen solchen auch in seiner Stellung gegenüber der alten Kirche, nur in entgegengesetzter Richtung. Der zunehmende Einfluß Luthers auf den haltlosen Gelehrten tritt allmählich zu Tage.

Gelegentlich eines Bundestages der Schmalkaldener im März 1540 forderte Luther den Landgrafen auf, beim Kaiser auf die Abhaltung des in Frankfurt versprochenen Religionsgesprächs und eines Nationalkonzils zu dringen. Gemeinschaftlich mit ihm verfaßte Melanchthon ein Schreiben an den Fürsten, in welchem dieser aufgefordert wird, falls der Kaiser es zu dem Gespräche nicht wolle kommen lassen, sondern „im Irrtum verstockt, bei Verfolgung unserer Wahrheit beharren" werde, zur That überzugehen. Denn diese Sache betreffe Gottes Ehre und Wort.

Das betreffende Religionsgespräch hatte in dem sogenannten Frankfurter Friedstand der Erzbischof von Lund als kaiserlicher Orator zugestanden und die Protestanten versichert, der Kaiser werde die Beschlüsse der in Aussicht genommenen Versammlung über die Religion auch gegen den Willen des Papstes bestätigen (C. R. 2, 700). In Frankfurt war damals zwischen Ferdinand und den „Augsburger Konfessionsverwandten" ein fünfzehnmonatlicher Friedensstand geschlossen worden durch welchen ein nahen Ausbruch drohender Krieg zwischen den Schmalkaldenern und den katholischen Ständen verhindert wurde. Damals lernte Melanchthon in Frankfurt einen neuaufgehenden Stern der Protestanten in der Person des Franzosen Calvin kennen.

Der Kaiser selbst hatte zwar diesen Frankfurter Vertrag nicht bestätigt, aber unter dem Einflusse des Erzbischofs von Lund und seiner beiden anderen Räte Granvella und Naves einen Tag nach Speier auf den 6. Juni ausgeschrieben „zu schleuniger friedlicher Vergleichung der Religionssache". Statt in Speier wurde derselbe in Hagenau eröffnet und im Oktober nach Worms verlegt. Ein päpstlicher Legat nahm teil an demselben und hielt eine Rede, gegen

welche Melanchthon eine Antwort verfaßte, in der die Schuld der Spaltung auf den Widerstand geschoben wurde, welchen der päpstliche Stuhl dem protestantischen Evangelion entgegenstelle. In Hagenau und Worms suchten französische Unterhändler die Einigung der Schmalkaldener mit dem Kaiser zu hintertreiben. Das Wormser Gespräch wurde bald vertagt und die ferneren Verhandlungen auf einen Reichstag in Regensburg verschoben.

Hier wurde am 27. April das Religionsgespräch eröffnet. Katholischerseits sprachen die vom Kaiser dazu verordneten Theologen Eck, Pflug und Gropper, protestantischerseits Melanchthon, Butzer und Pistorius. Ersterer war von seiner früheren Geneigtheit zur Vereinigung mit der alten Kirche durch Luthers Einfluß vollständig abgebracht worden. Er wolle nichts wissen, schreibt er im Februar 1541, von dem neuen Geschlecht der Pyrrhonier oder Skeptiker, welches Versöhnung mit den Gegnern betreibe. Niemals werde er eine solche versuchen oder billigen, so lange die Gegner nicht ihre Irrtümer und Götzendienst widerriefen (C. R. 4, 109). Der kaiserliche Minister Granvella legte eine Vermittlungsschrift als Grundlage desselben vor, das sogenannte Regensburger Interim. Melanchthon berichtete über dasselbe am 4. Juli 1541 seinem Kurfürsten, es sei von Groperus von Kollen und einem gewissen Gerardus verfaßt worden, auch Butzer möge geholfen haben. Gerardus Veltrick war kaiserlicher Rat und Freund Granvellas Auch Gropper war kaiserlicher Rat. Pastor erzählt über die Entstehung der Schrift: Auf dem Hagenauer Tage ließ sich Gropper auf Befehl seines Herrn, des Kölner Erzbischofs Hermann von Wied, mit Butzer auf Verhandlungen über die strittigen Lehren ein. Dieselben wurden in Worms fortgesetzt und Veltrick hinzugezogen. Die drei einigten sich schließlich über eine Formel, welche eine Verständigung zwischen Katholiken und Protestanten herbeiführen zu können schien. Den Entwurf schickte Butzer dem Landgrafen, dieser Joachim II. von Brandenburg, der wieder insgeheim sie Luther mitteilte. Letzterer bezeichnete ihn als „unmögliche Fürschläge". Melanchthon schrieb auf das Exemplar die Worte: „Platonische Republik", nannte den Entwurf spottend „Talmud" (C. R. 4, 290) und trat ihm in Briefen und Berichten entgegen (das. 378, 578). Joachim II. schickte ihn dann dem Kaiser und empfahl ihn als „ein erheblich Mittel". Die Schrift wurde Contarini vorgelegt, der Verbesserungen an derselben mit Zustimmung Groppers vornahm und später Pflug, Eck und Thomas Badia hinzuzog, die ebenfalls änderten und besserten.

Melanchthon berichtet über den Beginn der Disputation: „Des Markgrafen, hessischen Kanzlers und Butzers Meinung ist erstlich gewesen, daß dieses Buch sollte von uns durchaus gewilligt werden, oder doch wenig angefochten. Als aber das Colloquium angefangen und uns das Buch im Namen kaiserlicher Majestät vorgelegt, wäre

wohl zu streiten gewesen, daß man bei der Konfession bliebe. Ich bedachte aber, daß sie sich mit dieser Klugheit selbst fangen würden; denn ich wußte wohl, daß Eck das Buch so wenig als mir gefallen würde, wie er hernach etlichemal zu mir gesagt" (C. R. 4, 581).

Nachdem die ersten vier Artikel widerspruchslos angenommen, kam es beim fünften, von der Rechtfertigung, zum Streit. Sowohl Eck wie Melanchthon bekämpften die Fassung desselben. „Also ist heftig gestritten," berichtet Melanchthon, „daß ich wohl geneigt gewesen, die Handlung umzustoßen, soviel an mir gewesen; habe auch mein Bedenken den Kollokutoren dieses Teils vorgehalten und sie erinnert, wir würden hernach viel gehässigere Artikel haben, die sich weniger vergleichen ließen, und könnten uns aus der Gefahr helfen jetzt und in diesem Artikel; da der Unglimpf an Eck liegen würde. Aber es ward widerraten . . . Haben also endlich diese Form, als gut sie ist, zusammengeflickt mit großer Arbeit . . . Und also ist diese kurze Formel ins Buch gesetzt" (C. R. 4, 420 ff.). Am 3. Mai einigte man sich über diesen Artikel. Über den folgenden Artikel von der Kirche konnte man sich dagegen sowenig einigen, daß Granvella befahl, denselben einstweilen zu übergehen und fortzuschreiten. Das Betragen Melanchthons bei dieser Disputation kennzeichnet seine totale Schwenkung. Es war ihm verboten worden, für die bischöfliche Jurisdiktion zu sprechen. Den Mangel an Gründen ersetzte er durch Heftigkeit. „Da ich soviel Stuck in einem Artikel gemerkt, die alle listig gesetzt, ward ich sehr ungeduldig und focht den ganzen Artikel an. Da hatte ich mit Butzer und dem hessischen Kanzler nit weniger zu streiten als mit Gropper und Granvella, und hätte man mir diesen Artikel gern an den Hals gehägt." Auch Kurfürst Joachim sei in ihn gedrungen; er habe aber so geantwortet, „daß er bei mir nichts mehr hernach sollicitiert." Zuletzt habe er einen den Papisten unleidlichen Gegenartikel übergeben (C. R. 4, 584).

Der sächsische Kurfürst, voll Mißtrauens gegen Melanchthon, Butzer, den Landgrafen und Joachim II., hatte einen gewissen Amsdorf zur Überwachung des ersteren nach Regensburg geschickt, vertrauliche Briefe desselben öffnen lassen, und dann Luther über den Rechtfertigungsartikel befragt. Dieser verdammte denselben, wie zu erwarten. Der Kurfürst verbot dann dem Melanchthon, irgend eine Formel ohne vorherige Erlaubnis Luthers anzunehmen und erklärte schließlich, daß er nichts lieber sehe, „denn daß sich solch Gespräch wiederum zerstöße." Melanchthon, ohnehin nicht sehr entgegenkommend, und in dieser Weise unter eine lästige Kontrolle gestellt, fürchtete nichts mehr, als beim Kurfürsten in Ungnade zu fallen und wurde immer unnachgiebiger. Der Kurfürst hatte, um „widerwärtiger Anstiftung" Melanchthons vorzubeugen, den begleitenden Räten strengstens befohlen, denselben stets im Auge zu haben und ihn zu nötigen, daß „er sein Wesen in unserer Räte Herberge haben soll"; er hatte sogar seinem

„Einspännigen" Hans Hoier zur Pflicht gemacht, „auf ihn, den Philipp, zu achten," und „unsere Räte sollen niemand zu ihm lassen, allein mit ihm zu reden", auch soll der Knecht aufpassen, daß „Philipp nicht zu viel ausgehe".

Den Gang der Disputationen weiter zu verfolgen, ist ein langweiliges Geschäft. Die unfruchtbare Streiterei „erschöpfte endlich die wahrhaft bewundernswürdige Geduld des Kaisers". Melanchthon und seine Genossen hätten am liebsten abgebrochen. Der Mann spielte in Regensburg die Rolle eines nicht bloß abhängigen, sondern auch unwahren Intriguanten. Er lieh sein Ohr den Einflüsterungen des französischen Gesandten. Franz' I. hatte nämlich zwei Gesandte in Regensburg, einen für die Schmalkaldener, den anderen für die Katholiken, beide mit dem Auftrage, auf jede Weise die Einigung und den Frieden zu hindern. Neben ihnen besorgte Calvin seine Geschäfte. Durch diesen setzte sich der Gesandte mit Melanchthon in Verbindung. Granvella hatte Briefe Franz' I. in Händen, in welchen er den Schmalkaldenern riet, in keinerlei Vergleich einzugehen. Daher auch Contarinis Sekretär berichtet, daß der französische Gesandte nebst dem sächsischen Kurfürsten die eigentlichen Aussäer des Samens der Zwietracht gewesen seien. Bezeichnend für die in jeder Beziehung, in politischer wie in kirchlicher, hervortretende Haltungslosigkeit Melanchthons ist dieses Eingehen auf französische Inspirationen um so mehr, als aus derselben Zeit Äußerungen von ihm vorliegen, die an seine frühere Begeisterung für des Kaisers Charaktergröße, für seine Aufrichtigkeit und Milde erinnern. Die Verbindung Melanchthons mit den Franzosen blieb nicht unbemerkt. Der Kaiser war sehr aufgebracht darüber. Ebenso über die elende Unterwürfigkeit desselben unter die Befehle Luthers. Melanchthon sah sich veranlaßt, eine Rechtfertigungsschrift an den Kaiser zu richten. Sie datiert vom 20. Mai. Aus Liebe zum Frieden und zur Eintracht sei er gegen die Katholiken nachgiebig gewesen. Wenn er im Streite über die Konzilien — denen er die Irrtumslosigkeit absprach — heftiger aufgetreten sei, „so war ich dies der Wahrheit und dem Besten der Kirche schuldig." Aus gleichem Grunde habe er gegen den Zwang der Ohrenbeichte opponiert. Deshalb werde er beim Kaiser der Halsstarrigkeit und Hartnäckigkeit angeklagt und in den Verdacht gebracht, von Luther geheime Instruktionen zu haben und mit dem französischen Gesandten zu konspirieren. Erstere Beschuldigung leugnet er direkt ab. Hinsichtlich der Konspirationen mit den Franzosen sucht er sich auf folgende Weise herauszudrehen: „Ich bin Gelehrter, allen Hofgeschäften fremd und abhold, schätze wissenschaftliche Verbindungen, die ich mit einigen Franzosen unterhalte, weil jetzt in Frankreich die Wissenschaften blühen. Es haben mich hier einige junge Studenten (— Calvin! —) aufgesucht. Durch diese bin ich mit dem französischen Gesandten bekannt geworden, der auch einmal, aber auch nur

einmal, auf einem Spaziergange, als ich grade einen jungen Franzosen bei mir hatte, mit wenigen Worten ansprach und mir sagte, er bedauere sehr die Spaltung Deutschlands und wünsche die Wiederherstellung der Einheit." Man sieht, Melanchthon versteht sich auf das unbefangenste Lügen. Er habe sich überzeugt, sagt er zuletzt, daß durch diese übertünchten Einigungen nichts erreicht werde, und bitte dringend um seine Entlassung (C. R. 4, 318 ff.).

Durch seine steigende Unnachgiebigkeit erwarb er sich einen lobenden Bericht an den kursächsischen Kanzler (C. R. 4, 317). Er verzeichnete dann auch nach dem Schluß der Disputationen die nicht verglichenen Artikel als Gegenartikel (das. 348 ff.), die dem Kaiser am 31. Mai übergeben wurden. Der sächsische Kurfürst war sehr zufrieden mit seinen Theologen, daß sie in den nicht verglichenen Artikeln „in Nichts entwichen" seien zu dem Zwecke, damit die verglichenen „auch wieder zu nichte" würden durch die angehängte Protestation. Denn den „unbußfertigen Abgöttern und Gotteslästerern", den Gegnern, sei eine „zerstückelte Vergleichung" nicht zu bewilligen, und solange er lebe, sollen die Worte „Vergleichung in der Religion" bei ihm „nicht mehr stattfinden" (C. R. 4, 343 ff.).

Der Kaiser, der Landgraf, der Kurfürst von Brandenburg setzten noch Vermittlungsversuche fort, aber Melanchthon wies alle Friedensvorschläge ab. Er war froh, als wenigstens der Landgraf abreiste (C. R. 4, 303). Da ordneten der Kurfürst von Brandenburg und Markgraf Georg eine Gesandtschaft an Luther ab, um diesen zu bewegen, daß er die nicht zugestandenen Artikel, wenn auch nicht zugestehe, so doch einstweilen auf sich beruhen lasse. Letzteres ließ derselbe sich herbei, geschehen lassen zu wollen. Er drang dann aber in seinen Herrn, Melanchthon „wieder heimzufoddern". Dieser faßte, noch ehe der kurfürstliche Befehl ankam, ein Gutachten über das Regensburger Interim ab, in welchem er erklärt, dasselbe nicht annehmen zu können noch annehmen zu wollen. Er wolle „bei der der Lehre unserer Kirche, die in unserer Konfession und Apologie gefasset", bleiben (C. R. 4, 430 ff.). So war der Vergleichsversuch gründlich gescheitert und auch die verglichenen Artikel wieder abgelehnt.

Daß Melanchthon von seiner früheren Versöhnlichkeit gegen die Katholiken völlig ins Gegenteil umgeschlagen war, das zeigt der Haß, dem er gegen das Interim in seinen Epigrammen Luft macht (C. R. 10, 576), und in den albernen Träumen über dasselbe, die er auftischt. Nebenbei liest er in den Sternen lauter Unglück und Krieg und winselt in Briefen über die Lage, in die seine Haltung ihn hineingebracht hatte. Eine merkwürdige Erscheinung ist der Mann. Von der Vernichtung der bischöflichen Jurisdiktion erwartet er nur ärgere Tyrannei und Barbarei, und er hat grade das gefürchtete Landeskirchentum überall auf die Beine bringen helfen. Er schimpft auf die „Makedonier", „Antiochusse", „Centauren", daß sie der

Türkengefahr gleichgültig zuschauten, und er konspiriert mit den Gesandten des französischen Königs, des Hetzers der Türken, um die Einigkeit der Fürsten zu hintertreiben.

Fünf Jahre später veranstaltete der Kaiser, schon zum Kriege gegen die Protestanten entschlossen, als letzten Versuch noch einmal ein Religionsgespräch und wieder in Regensburg, während das Trienter Konzil schon eröffnet war. Der sächsische Kurfürst suchte dasselbe zwar zu vereiteln, sah sich aber doch zuletzt genötigt, es anzunehmen. Seine Theologen mußten Gutachten aufsetzen. Uns interessiert hauptsächlich das besondere von Melanchthon aufgesetzte. Er stimmt der von dem kursächsischen Kanzler Brück ausgegebenen Parole, das Gespräch bei einem günstigen Punkte zu zerreißen, bei und empfiehlt als „am nützlichsten", alsbald bei dem Artikel von der Rechtfertigung „dem Colloquio ein Ende zu machen mit einer Protestation" und diese damit zu begründen, daß da „der Gegenteil zu diesem öffentlichen Artikel sich nicht hat weisen lassen wollen", ein Fortfahren im Gespräch vergeblich sein würde. Trotzdem war Luther gegen ihn mißtrauisch und bewirkte beim Kurfürsten, daß Melanchthon nicht mit nach Regensburg abgeordnet wurde. „Obgleich," erzählt letzterer, „der Hof mir die Reise zum Colloquium angekündigt hatte, hat er doch später mich zurückgehalten. Ich glaube nicht, daß dies ein plötzlicher Entschluß war. Aber was auch der Grund sein mag, ich bin froh, bei jenen wütenden Verhandlungen mich nicht beteiligen zu brauchen" (C. R. 6, 26).

Eine neueste Biographie Melanchthons fürs „deutsche Volk" berichtet, der Kaiser habe das Gespräch vereitelt, durch das Verbot nämlich des Nachschreibens und Berichtens über dasselbe, bevor der gleichzeitige Reichstag seine Beschlüsse gefaßt habe. Entrüstet habe Melanchthon, als er davon gehört, ausgerufen: „Seinen Spaniern mag er so etwas befehlen, aber nicht uns Deutschen; unser Name Germani heißt aufrichtige freie Männer." Die Protestanten hätten einen Protest wider das Verbot eingereicht und seien abgereist. Das habe der Kaiser gewollt: die Protestanten sollten im Unrecht sein und als Friedensstörer dastehen.

Letzteres waren sie schon immer gewesen. Wer ohne Vorurteil die Geschichte der Entstehung des deutschen Protestantismus verfolgt, wird nicht umhin können, mit Paulsen und anderen einfach der Geschichte gemäß urteilenden Protestanten die Erhebung Luthers und der Poeten und was weiter darauf gefolgt ist, als eine Kirchenrevolution im vollsten Sinne des Wortes zu bezeichnen, eine Kirchenrevolution, die bald in den Händen der Territorialfürsten zu einer land- und hochverräterischen politischen Revolution gegen Kaiser und Reich wurde. Mochten die derzeitigen Päpste so schlecht und verweltlicht sein, wie sie wollten, das Papsttum war die geordnete kirchliche Obrigkeit. Die Phrase Luthers, daß seine Partei sich einem

Konzil nicht unterwerfen könne, weil der Papst nur die andere verklagte Partei sei und daher nicht zugleich Richter sein könne, ist nichts als reine Revolutionsphrase. Nicht erst durch ihren Ungehorsam gegen das Edikt haben die protestantischen Stände sich ins Unrecht gesetzt. Und nichts berechtigt, die Absicht des Kaisers so darzustellen. Man erinnere sich an den dringenden Versuch desselben, den Landgrafen zu gewinnen.

Was nun das vom 3. Februar 1546 dekretierte kaiserliche Edikt betrifft, so bestimmte es, daß nur die festgesetzte Zahl von Collokutoren und Zuhörern zum Gespräch zugelassen werden sollten, ferner daß die Schriftführer nur von den Präsidenten bestellt, sämtliche Teilnehmer aber eidlich verpflichtet werden sollten, die Verhandlungen so lange völlig geheim zu halten, bis dem Kaiser und dem Reichstag der Bericht erstattet sei. In diesen solle nicht alles Gezänk wörtlich aufgenommen werden, sondern nur die verglichenen und von Collokutoren unterschriebenen Artikel und hinsichtlich der nicht vereinbarten eine kurze Zusammenfassung der beiderseitigen Meinungen.

Da die Protestanten diesem Edikt den Gehorsam verweigerten, mußte das Gespräch suspendiert werden. Veranlaßt war das Edikt durch die von ihnen verbreitete Meldung, daß der katholische Collocutor Malvenda von Butzer schmählich ad absurdum geführt sei. Das Echauffement Melanchthons über das Edikt ist geradezu lächerlich. Weder die Freiheit noch die Aufrichtigkeit der Diskussion wurde irgendwie durch dasselbe beeinträchtigt, niemand zur Annahme des Vereinbarten verpflichtet. Was verhindert werden sollte, und wenn die Diskussion wirklich eine freie und aufrichtige sein sollte, auch verhindert werden mußte, das war die unbefugte Einmischung Fremder. Welche üble Erfahrungen hatte man bei dem früheren Regensburger Gespräch gemacht mit den beständigen Einmischungen des ebenso bornierten als störrigen und herrschsüchtigen großen Essers und Trinkers Johann Friedrich von Sachsen, und mit denen ausländischer Agenten, wie Calvin vor fünf Jahren einen solchen im Auftrage Franz I. abgegeben hatte. Mir scheint gerade die Absicht, dergleichen störende und auf Zerstörung des Gesprächs abzielende Einmischungen durch das Edikt zu verhindern, ein Beweis dafür zu sein, daß der Kaiser dringend wünschte, dieser letzte Versuch möge von Erfolg sein. Den Protestanten gab das Edikt einen willkommenen Vorwand, das Gespräch zu zerreißen; diese längst geplante Absicht griff begierig nach einer Handhabe. Die Wittenberger Theologen empfahlen in einem Gutachten, daß die Collokutoren „sich nicht in eine solche Gefängnis und Fährlichkeit eintreiben lassen". Wenn die Präsidenten auf den Bedingungen des Edikts bestünden, und dadurch das Colloquium gestopft würde, „so mögen die Unseren protestieren, daß der Mangel nicht an ihnen gewesen, sondern die Beschwerung sind dermaßen, daß männiglich verstehen kann, daß sie Ursach genug haben,

nicht drein zu willigen" (C. R. 6, 74 ff.). Ein zweites Gutachten blieb bei dieser Meinung und begründet dieselbe mit den spaßhaften Sätzen: „Diese Sachen lassen sich nicht unter die Bank stecken und belangen Gottes Ehre und der Menschen Seligkeit, daß man davon reden muß." Und überdies würde die Disputation, in solcher Weise weitergeführt, endlos werden und „etliche Jahre dazu gehören" (das. 79).

Am 20. März erhielten die kursächsischen Abgeordneten ihre Abberufungsschreiben und machten nach Übergabe einer Protestation sich heimlich aus dem Staube, obgleich die Präsidenten sich beeilten, sie auf ihre Pflicht aufmerksam zu machen, daß sie in schuldigem Gehorsam des Kaisers, der sie berufen und bestellt, zu bleiben schuldig seien. Sie gaben zur Antwort, man wolle sich darüber beraten; aber der von ihnen ins Einverständnis gezogene Stadtmagistrat ließ ihnen nachts die Thore öffnen, und sie entwischten, wie einst der Wittenberger Held aus Augsburg, bei Nacht und Nebel. Butzer und die Sachsen waren die ersten, die auf diese Weise die Flucht ergriffen. Andere ihrer Begleitung scheinen sich verspätet zu haben. Der kaiserliche Amtmann Loxanus wurde in ihre Herberge geschickt mit einer schriftlichen Aufforderung, ihrer übernommenen Verpflichtung nachzukommen, und auch den bereits Entflohenen dieselbe nachzusenden und sie zurückzurufen. Sie gaben sich den Schein, als wollten sie Folge leisten, aber „sie haben sich alle einzeln verloren, einer einen Spaziergang simulieret in herrlichen Kleidern, vorm Thor die Kleider verändert, uff Pferden, so vor dem Thor bereit, entrunnen" (vgl. Pastor, Die kirchl. Reunionsbestreb. S. 324).

Die Weiterentwicklung der Dinge bis zum Ausbruch des schmalkaldischen Krieges können wir hier nicht verfolgen, sowenig als den Krieg selbst. Interessant ist eine Äußerung Melanchthons vom 8. August 1546 über den Plan des Kaisers (C. R. 6, 210). „Karl hat einigen weniger harten Fürsten angenehme und süße Versöhnungen der Kirchen vorgeschlagen und macht Hoffnung eines guten Zustandes der Kirchen, auch der unserigen. Aber er glaubt eine solche Mäßigung nicht bewirken zu können, wenn er nicht zuvor die härteren Fürsten beseitigt. Deshalb bereitet er den Krieg vor. Daß das der wahre Grund ist, das weiß ich und wissen viele bei uns."

Dem „Augsburger Interim" hat Melanchthon wiederholt Gutachten gewidmet. Dieser Vergleichungsentwurf dürfte den Bischof von Naumburg, Julius Pflug, zum ursprünglichen Verfasser haben, und wurde von Helding, und protestantischerseits von dem brandenburgischen Hofprediger Agricola mehrfach verändert. Die Darstellung der Rechtfertigungslehre in dem Entwurf ignoriert die inzwischen über dieselbe veröffentlichte Lehre des Trienter Konzils, da die Entscheidungen desselben damals noch unverbindlich und nirgends amtlich publiziert waren, zumal auch der Kaiser über diese unzeitige Publi-

kation nicht weniger als über die päpstlicherseits inzwischen beliebte Verlegung des Konzils nach Bologna mit Recht höchst ungehalten war. Melanchthon hielt den Agricola für den Hauptverfasser des Interim und nennt dasselbe „Das Buch des Markgrafen". Auch spanischen Theologen hat es zur Prüfung und Besserung vorgelegen. Der Zweck desselben war, das protestantisierte Volk wieder in die Kirche und unter die Jurisdiktion der Bischöfe zurückzuführen.

Unter den protestantischen Fürsten setzte der neue Kurfürst Moritz demselben hartnäckigen Widerstand entgegen, beeinflußt von Melanchthon, der eben das lutherische Pamphlet „Warnung an meine lieben Deutschen" mit einer Vorrede neu veröffentlicht hatte. Der Kaiser war deshalb sehr erzürnt auf ihn. Nachdem Melanchthon eine Abschrift des Interim von seinem Kurfürsten erhalten, verfaßte er sein Gutachten. Er rät, die im Interim vorgetragene Rechtfertigungslehre nicht zu verwerfen. Sie sei immer besser, als die Trienter Dekrete. Wollen Papst und Bischöfe die „rechte Lehre" haben und halten, so soll man ihnen gehorsam sein; „hat er nicht die rechte Lehre, so muß der Gehorsam aufhören." Mitte April 1548 folgte diesem ersten ein zweites Gutachten. In diesem will er nicht zur Anerkennung des Interim beitragen. Er trat sogar in Gegensatz zu den kurfürstlichen Räten, die demselben geneigt waren. Er glaubt, daß es nur neue Zwietracht veranlassen werde, und erklärt, „diesen Sophismen nicht beistimmen" zu können (C. R. 6, 878). Kurfürst Moritz beorderte nun seinen Rat Christoph von Carlowitz, Melanchthon zu bearbeiten, daß er dem Unionswerk geneigter werde. Er hatte politische Gründe, den Kaiser in guter Meinung von sich zu erhalten, und damit zugleich in Sicherheit einzuwiegen.

Melanchthon richtete an Carlowitz den bekannten Brief vom 28. April 1548. Der Kurfürst möge ganz nach seinem Belieben handeln, „ich werde mich nicht aufrührerisch zeigen, sondern entweder schweigen oder weggehen." „Ich habe ja auch ehemals eine fast scheußliche Knechtschaft ertragen, als Luther mehr seiner Gemütsart, in welcher eine nicht geringe Streitlust lag, folgte, als seiner Würde und dem Gemeinwohl." Nun verlange der Kurfürst aber Zustimmung. Streitsüchtig sei er nie gewesen, sondern stets zu Frieden geneigt. „Auch habe ich diese Streitigkeiten, durch welche das Reich zerrissen wurde, nicht erregt, sondern bin hineingeraten in die, welche andere verursacht haben. Und da ihrer viele und verworrene waren, begann ich mit aufrichtiger Wahrheitsliebe sie zu untersuchen." . . „Und obgleich ihr Urheber anfangs einige rauhere Materien eingemengt hatte, so glaubte ich doch das übrige Wahre und Notwendige nicht verwerfen zu dürfen." Bei diesem Beginnen habe er einige Ungereimtheiten entfernt. „Als die ungestümen Volksaufrührer fast in ganz Deutschland bei Gelagen, und ungelehrte Prediger in Kirchen Öl ins Feuer gossen, habe ich zuerst bei den Kirchen-

visitationen vieles verbessert." Deshalb habe man ihn bei Hofe so verdächtigt, daß er in Gefahr geraten sei. Er habe sich an die Schmähungen nicht gekehrt und viel zur Übereinstimmung der Kirchen beigetragen. Zu den Gegnern habe er nicht übergehen wollen, wie ihm von vielen Hochstehenden geraten sei, weil er es für nützlicher gehalten habe, die Protestantisierung aufrecht zu erhalten, obgleich er dieselbe nicht eingeführt habe und manches daran mißbillige. Auch jetzt wolle er zur Ruhe der neuen Kirchen gern beitragen. Er gebe zu, daß des Kaisers Absichten gut seien, er wünsche, daß die Kirchenverfassung, des Papstes und der Bischöfe Ansehen erhalten bleibe, wie es das Interim verlange. Auch die in demselben vorgeschriebenen Ceremonien nehme er gern an. Aber hinsichtlich des Glaubens müsse er auf eine Verbesserung bestehen, die auch wohl zu erlangen sei, da des Kaisers Wille besser sei, als derjenige der Verfasser. Im Interesse des Friedens wolle er einräumen und schweigen, wenn die Machthaber das Interim ohne neue Verwirrung in den protestantisierten Kirchen durchführen zu können meinten (C. R. 6, 879 ff.).

Katholischerseits war man über diese Kundgebung ebenso erfreut, als auf protestantischer erbittert. Doch richteten die katholischen Fürsten ein aus der Feder des Kanzlers Eck geflossenes scharfes „Bedenken" gegen das Interim, gegen welches Melanchthon mit einem „Urteil über die Wiederherstellung der bischöflichen Jurisdiktion" vom 29. April scharfe Stellung nahm (C. R. 6, 888 ff.). Dem Reichstage in Augsburg wurde dann im Mai das Interim kaiserlicherseits vorgelegt und durch den Reichstagsabschied zum Reichsgesetz gemacht.

In den protestantisierten Gegenden regnete es darauf Pasquille gegen dasselbe. Die protestantischen Fürsten beriefen sich jetzt plötzlich auf die angebliche Stimmung ihrer Unterthanen, welche sie bei der Protestantisierung nicht berücksichtigt hatten, und schützten dieselbe als Grund vor der Saumseligkeit, die sie der Einführung entgegenstellten. Jetzt verfaßte Melanchthon ein Gutachten für den Kurfürsten Moritz, welches sich im Gegensatze zu seinem Briefe an Carlowitz ablehnend gegen das Interim zeigt (C. R. 6, 924 ff.). Der Kaiser forderte von Moritz die Ausweisung Melanchthons, die derselbe jedoch verweigerte, aber, um den Kaiser zu beschwichtigen, einen Konvent in Pegau berief, an welchem auch die Bischöfe von Meißen und Naumburg teilnehmen sollten. Vom 23. August datiert ein neues Bedenken Melanchthons, in welchem er, auf die Pläne des Kurfürsten Rücksicht nehmend, erklärt, wenn man das Interim nicht „stracks abschlagen" wolle, so möge man in der Antwort die Bischöfe vorschieben; diese hätten gegen Aufrechterhaltung ihrer Jurisdiktion die Predigt des (lutherischen) Evangelion und der rechten christlichen Lehre und die öffentliche Meßfeier, wie sie in diesen Landen eingerichtet sei und „keine merkliche Ungleichheit oder andere Weise, denn vor dieser Zeit gewesen ist", habe, zugestanden und wollten hinsichtlich

anderer „Mittelceremonien" ratschlagen. Weil die Bischöfe selbst „diesen Weg zur Einigkeit nützlich und leidlich achteten", möge der Kaiser sich solchen Gehorsam gefallen lassen „zu Verhütung großer Verstörung in unseren Kirchen". Sollten dagegen die Bischöfe hierauf nicht eingehen, so möge man folgende Antwort verfassen. Zuerst erzählen, „wie es in diesen Landen mit Lehr und Ceremonien gehalten wird." Der Kurfürst könne sodann sich darauf berufen, daß die im Interim vorgetragene Rechtfertigungslehre „einträchtig" sei „mit diesen Kirchen". Ferner möge er sich bereit erklären, im Einvernehmen mit den Bischöfen Ordnung zu machen und dahin arbeiten zu wollen, „daß sie ihr bischöflich Amt zu Erhaltung rechter (d. h. lutherischer) Lehr und rechtes Gottesdienstes, auch ihre Jurisdiktion zu guter christlicher Zucht brauchen und erhalten wollen."

Wenn man diese Gutachten mit den vertraulichen Korrespondenzen und den geheimen Hetzereien gegen das Interim, welche Melanchthon gleichzeitig betrieb, vergleicht, so wird man versucht, den Mann für doppelzüngig zu halten.

„Augsburger Sphinx" betitelte er das Interim, munterte insgeheim zum Ungehorsam gegen dasselbe auf und versicherte sogar pathetisch, lieber möge er sterben, als das Interim billigen (C. R. 7, 74. 136 und 85 2c.). Auf einem neuen Konvent in Kloster-Celle (16. November 1548) machte er in der That wieder Schwierigkeiten. Doch fügte er sich endlich, und es kam ein junges Interim zur Welt, in welchem die „Meßfeier" der katholischen Messe möglichst ähnlich gestaltet erscheint.

Auf einem Konvent in Jüterbogk zwischen Moritz und Joachim II. entstand zwar ein Streit zwischen Melanchthon und Agricola, in dem ersterer den Meßkanon und die stillen Messen als „abgöttische Blasphemien" und „neuere Sophismen" anzunehmen verweigerte, indes die Fürsten geboten Schweigen und einigten sich zur Durchführung des jüngsten Interim „mit Bewilligung ihrer Unterthanen". Der sächsische Landtag nahm im Dezember 1548 in Leipzig nach heftiger Opposition schließlich dasselbe an. Melanchthon und andere mußten nach demselben die bisherige Kirchenordnung umändern.

Im April 1549 wurde diese Neugestaltung in Torgau der Ritterschaft vorgelegt. Dabei kam es zu einer Scene, indem ein Prädikant den Melanchthon angriff, er wolle das Papsttum wieder aufrichten. Er gab den Vorwurf in einer Verteidigung zurück: es sei ein neues Papsttum, daß solche ungestümen Leute „alle anderen zu ihrer Weis bringen wollen" und „greulich verdammen", wer ihnen nicht folge. Am 1. Mai wurde die neue Agende von den sächsischen Theologen angenommen, aber gedruckt wurde sie nie. Ein kurfürstliches Edikt endlich vom 4. Juli 1549 überging den Artikel des „Leipziger Interim" vom Papst und Bischöfen mit Stillschweigen

und gebot nur die neuen Ceremonien. Dieses Edikt nannte der fruchtbare Stänker und Streithahn Flacius Illyricus „das kleine Leipziger Interim“.

Dieser eröffnete nun eine Schimpfkanonade gegen Melanchthon, die an die Luthersche Schimpfrhetorik erinnert. Melanchthon nannte ihn vertraulich eine „Schlange, die wir an unserem Busen ernährt haben“ (C. R. 7, 449). Endlich antwortete er dem Lästerer in ruhiger Weise (das. 477), die jenen zu noch heftigeren Ausfällen zu reizen schien. Melanchthon sei von Pflug mit Geld bestochen, in die Unterdrückung der Kirche zu willigen. Melanchthon schien zwei Seelen zu besitzen: gleichzeitig gratulierte er solchen, die das Interim nicht hätten und riet anderen, sich demselben zu unterwerfen. Das Endresultat war, daß das Interim auf dem Papiere blieb. Das Ganze war nur ein Manöver des hinterlistigen Moritz gewesen, um den Kaiser Sand in die Augen zu streuen und unter solcher Maske um so sicherer seinen Hochverrat vorzubereiten. Es schein fast, als sei Melanchthon in seinen Plan eingeweiht gewesen.

Ein zweites Mittel zur Einschläferung des Kaisers war das scheinbare Eingehen auf das Konzil, welches Moritz und seine Verratsgenossen erheuchelten.

Am 5. Oktober 1551 wurde zwischen Moritz und Heinrich II. von Frankreich der Lochauer Vertrag geschlossen, in welchem sich Moritz, Landgraf Wilhelm von Hessen, Herzog Albrecht von Mecklenburg, Markgraf Georg von Ansbach mit dem Könige zum Kriege gegen den Kaiser verbündeten. Sächsische Theologen aber waren im Anfange desselben Jahres, als der Reichstagsabschied von Augsburg am 13. Februar publiziert und durch denselben bestimmt worden war, daß die Religionsstreitigkeiten dem allgemeinen Konzil, das am 1. Mai 1551 in Trient eröffnet werden sollte, unterworfen sein sollten, in Dresden zu einer Beratung über die Stellung zu diesem Konzil zusammen kommandiert worden. Es waren dies Melanchthon, Bugenhagen, Camerarius und Dr. Fuchs.

Melanchthon erklärte hier, man habe zwar Ursache genug, das Konzil einfach abzulehnen, es sei aber ratsam, Gesandte hinzuschicken. Aber man dürfe sich zu nichts verpflichten, müsse dagegen verlangen, daß die Protestanten nicht als Angeklagte erschienen, und die Bischöfe nicht die Richter spielten (C. R. 7, 736 ff). Ähnlich äußerte er sich in einem Gutachten an die Straßburger. Er war, wie er durchblicken läßt, der Meinung, daß große Ursachen vorhanden seien, welche den Fortgang des Konzils, das ja nur Verwirrung anrichten werde, verhindern würden. Auch dies scheint anzudeuten, daß er um die Pläne seines Herrn wußte.

Auf Befehl desselben verfaßte er dann eine Wiederholung der „Augsburger Konfession", eine Schrift, die in Trient vorgelegt werden sollte. Im Gegensatz zu der Konfession von 1530 greift dies Elaborat die Lehre, Ceremonien und Verfassung der katholischen Kirche mit Bitterkeit an. Sie stellt das dort fortgelassene „allein" aus dem Glauben bei der Rechtfertigungslehre schroff heraus. Die Päpste werden neben Sadducäern und Pharisäern als Götzendiener von den Kirchen ausgeschlossen. Die Katholiken überhaupt fallen unter das Anathema des Apostels über die, die „ein anderes Evangelion" verkünden. Die bereits veröffentlichten Dekrete des Trienter Konzils sind teils falsch, teils sophistisch; sie müssen nach Anhörung der Protestanten verändert werden. Der Kaiser wird ersucht, den Gegnern die Unterdrückung des Evangelions zu wehren.

Im September 1551 war endlich das Konzil in Trient wirklich eröffnet worden. Moritz wurde von dem zwar gewarnten aber in Vertrauensseligkeit ganz befangenen Kaiser wiederholt zur Beschickung des Konzils eingeladen und befehligte Anfang Dezember in der That Melanchthon nebst anderen nach Nürnberg, wo sie sich zur Weiterreise bereit halten sollten. Er wurde dazu bewogen, weil auch andere protestantische Stände und Städte Gesandte nach Trient geschickt hatten. Am 22. Januar 1552 kam Melanchthon in Nürnberg an. Hier schrieb er eine Vorrede zu einer Auslegung Luthers, in welcher er seinen Gefühlen gegen das Konzil Luft macht. Der Trienter Areopag stürzt durch seine gottlosen Dekrete die göttliche Lehre der Bibel um. Nicht die Lehre der Kirchen, sondern heidnische Sophistereien stellt er auf und mißbraucht den Namen der Kirche. Die Trienter Gesetzgeber stempeln wider besseres Wissen und Gewissen menschliche Irrtümer zu göttlichen Geboten, machen das Meßopfer zu einem Verdienst der Sündenvergebung u. s. w.

Kursächsische Gesandte waren inzwischen in Trient angelangt. Sie kündigten für die Beratungen die Ankunft einiger friedliebender Männer an, die nur auf freies Geleite warteten, in der Form, wie es in Basel den Böhmen seinerzeit ausgestellt sei. Bis zu ihrer Ankunft müßte das Konzil alle Sitzungen sistieren, nach derselben alle bisherigen Dekrete widerrufen, der Papst müsse den Vorsitz niederlegen, dem Konzil sich unterwerfen, die Bischöfe ihres ihm geleisteten Eides entbinden, damit sie frei abstimmen könnten. Das alles müßte rasch geschehen, da die friedliebenden Männer schon unterwegs seien. Diesen Forderungen gegenüber zeigten sich sowohl die kaiserlichen Gesandten als auch die Synode auffallend nachgiebig. Ein Geleitsbrief, der vollste Sicherheit und volle Freiheit der Meinungsäußerung gewährte, wurde den Protestanten am 30. Januar übergeben. Diese aber verlangten Einräumung einer entscheidenden Stimme für ihre Theologen und bestanden auf Annullierung der früheren Dekrete und des päpstlichen Vorsitzes.

Inzwischen erschreckten die Gerüchte des drohenden Krieges und der Auflösung des Konzils die Herren in Trient. Der kursächsische Gesandte beschwichtigte: sein Herr sei im Begriff, den Kaiser in Innsbruck zu besuchen. Kardinal Madruzzo äußerte sich hierüber sehr erfreut und stellte auch seinen Besuch in Innsbruck in Aussicht, wo mit seinem Freunde Moritz zusammenzutreffen, ihm eine besondere Freude sein werde.

Melanchthon wandte sich nun von Nürnberg aus an seinen Herrn mit der Bitte, von seinen Kriegsplänen und dem Bündnisse mit Frankreich abzulassen (C. R. 7, 903).

Nachdem Moritz den Passauer Vertrag von König Ferdinand erzwungen und zur Beilegung der Religionswirren einen Reichstag gefordert hatte, hielten die protestantischen Fürsten im Mai 1544 einen Tag in Naumburg ab. Moritz war inzwischen bei Sievershausen gefallen, und der Kurfürst August ihm gefolgt. Melanchthon war hinbeschieden, ohne zu wissen, welche Pläne die Herren verfolgten. Er sollte dann ein Gutachten verfassen über die Haltung, welche die protestantischen Stände auf dem bevorstehenden Reichstage in der Religionsfrage einzunehmen hätten. Dasselbe lehnt die Annahme der „päpstlichen Lehre“ und das Interim ab und beharrt bei der Konfession von 1530. Die bischöfliche Jurisdiktion wird jetzt ausdrücklich von ihm verworfen. Wenn die Fürsten dieselbe wieder aufrichten wollten, so würde bei den Unterthanen Spaltung und Unruhe entstehen. Daher sei es besser, bei dem Landeskirchentum zu bleiben (C. R. 8, 291). Und kurz vorher hatte er sich erst gegen die „Centauren“ heftig ausgesprochen.

Der in Aussicht genommene Reichstag kam erst Anfang 1555 in Augsburg zustande. Am 5. Februar wurde er eröffnet. Er brachte den sogenannten Augsburger Religionsfrieden, durch den die Spaltung besiegelt und dem Sonderkirchentume zum Siege verholfen wurde. Es war in demselben zwar bestimmt worden, daß auf dem nächsten Reichstage nochmals eine Vergleichung in der Religion versucht werden sollte, und im September 1557 wurde in der That zu Worms ein Religionsgespräch eröffnet, dasselbe löste sich jedoch bald auf, hauptsächlich infolge der Streitigkeiten der Protestanten untereinander. Melanchthon, der auch teilnahm, trat wieder gegen die Katholiken und gegen die „gottlosen Beschlüsse der sogenannten Trienter Synoden“ in leidenschaftlicher Weise auf.

Der letzte Abschnitt seines Lebens dürfte wohl der traurigste desselben gewesen sein. Er wurde in die giftigen Zänkereien seiner Konfessionsgenossen derart verwickelt, daß seine Briefe voller Klagen sind, und daß „der Zorn, die Sorgen und die große Arbeit,“ wie er

sich ausdrückt, ihm sein Leben „wegfraßen". Er selbst wurde in diesen Fehden je länger, je härter gegen alle Andersdenkenden und scheute sich nicht, Leibesstrafen, ja die Tötung derer, die er als Ketzer verdammte, von den Obrigkeiten zu fordern. Wir ersparen uns, dies anmutslose Bild weiter zu entrollen. Er starb, froh, aus „diesem sophistischen Säkulum" erlöst zu werden, am 19. April 1560. Was umfaßt sein Leben „anderes, als Sorgen, Arbeiten, Bekümmernisse, Schmerzen, Elendigkeiten"! So beschließt Melanchthons Biographie sein Freund Camerarius. Und Paul Eber sagt irgendwo: „Als ob er von seinen Schülern noch nicht genug bei seinen Lebzeiten gegeißelt worden wäre, kann nicht einmal der Tote Ruhe vor ihnen haben." Einige Monate nämlich nach seinem Tode erstürmten Wittenberger Studenten des Nachts sein Haus, zerbrachen die Wände und zertrümmerten die Fenster, und „hätten sie", sagt Paul Eber, „seinen Leichnam vor sich gehabt, sie hätten ihn, glaube ich, wie Hunde mit ihren Zähnen zerrissen." Hoffentlich hat er nach all der Unruhe Ruhe gefunden.

Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz) Regensburg.

Über die Einigung der Kirchen.

Die Anglikanische Kirche und die Römische.

Rede, gehalten am 14. Februar 1895 zu Bristol

von

Lord Halifax,

Mitglied des Hauses der Lords.

Übersetzt und mit berichtigenden Erklärungen versehen

von

Dr. Ceslaus Maria Schneider.

Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung.

Groß-Oktav. Preis 1 Mk. 50 Pfg.

Mitten in dem Lärm des Klassenkampfes unserer Tage erhebt Leo XIII. wiederholt seine Stimme und ruft die Völker und Nationen zur Einheit im Glauben. Wird sein Ruf ungehört und unbeachtet verhallen? Werden die socialen Wirrnisse ihn ersticken? Die oben angezeigte Schrift ist bereits eine Antwort auf diese Frage. Die Rede des bekannten Lord Halifax vom Jahre 1895 bildet ein Echo des Rufes, der vom Papste ausgeht. Es war ein trefflicher Gedanke, auch dem deutschen Publikum diese Rede zugänglich zu machen.

10